



Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Ein Mann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(5. Fortsetzung.)

Roman von **Hermann Heiberg.**

8.

Die Nachricht von Susannens Flucht erweckte in Richards Brust nicht das freudige Gefühl, das man von einem Manne hätte erwarten können, der den Gegenstand seiner wenn auch hoffnungslosen Liebe aus solchen Fesseln befreit sieht.

Wie sie sich von ihnen überhaupt hatte umstriden lassen können, war ihm ein Räthsel, und dann, was half's ihm, daß sie frei war? Der Hoffnung, sie selbst zu besitzen, hatte er längst entsagt. Daß sie ihn nicht lieben konnte, hatte sie ihm mit genügender Deutlichkeit erklärt und bewiesen, und das Recht, sich

ihren Freund zu nennen, das er als natürlichen Entgelt in Anspruch genommen, auch das hatte sie ihm nun geraubt.

Daß sie den Entschluß zur Flucht, wenn auch plötzlich, so doch nur auf Grund einer Reihe schwerster Erfahrungen gefaßt haben könne, war ihm klar; um so tiefer kränkte es ihn, daß sie nicht ihn, den einzigen Menschen, von dem sie wissen mußte, daß er jederzeit für sie einzutreten bereit war, sondern einen Fremden, den sie kaum erst kennengelernt, den Grafen Snarre, zum Vertrauten gemacht hatte, und bei aller Hochschätzung, die



Weyringen. Zeichnung von H. Püttner.

er sonst für den Grafen empfand, konnte er ein Gefühl brennender Eifersucht nicht unterdrücken. Hatte sie gefürchtet, daß er ihr Vertrauen mißdeuten könnte? — An all die anderen zarteren Beweggründe, die Susanne veranlaßt haben konnten, sich in ihrer Herzensnoth nicht an ihn zu wenden, dachte der sonst so kluge Mann in seiner ersten Erregung nicht.

Er sagte sich nur, daß all seine Mühe, ihr zu dienen und wenn nicht ihr Gatte, so doch der erste nach diesem, ihr Freund zu sein, umsonst gewesen, daß er ihr nich's war als eben ein Diener, den man bezahlte wie die anderen. So hatte es der alte Ericius gehalten, und sie war seine richtige Tochter. Wozu sich länger plagen um einen Preis, der doch nie zu erringen war!

Selbst die Arbeit brachte ihm nicht mehr den gewohnten Trost. Er sah Vergangenheit und Zukunft im dunkelsten Licht, und die durch den Brand entstandene Geschäftsstörung, die mancherlei Sorgen und Wirrnisse, die das Ereigniß mit sich brachte, trugen nur dazu bei, seine trübe Stimmung noch mehr zu verdüstern. Vergebens suchte ihn Altes aufzuheitern. Er sprach von Aufgabe seiner Stellung, er war matt, zum Tode matt.

Als aber dann Frau Ericius, der ihre Tochter von Schloß Snarre aus die Katastrophe und deren Veranlassung in einem ausführlichen Brief gemeldet hatte, sich schriftlich an ihn wandte, um seinen Rath und Beistand in der bereits eingeleiteten Scheidungsklage zu erbitten, gewann er plötzlich wieder neues Leben und sein altes Pflichtgefühl regte sich.

Susanne und Graf Snarre waren sich durch die besonderen Verhältnisse in wenigen Stunden näher getreten als sonst Menschen in Wochen und Monden, und die Nachwirkung der ungeheuren Erregung über das Geschehene und das Vertrauen, das die junge Frau in ihren Beschützer setzte, ließen sie in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes auf dem Schloß kaum einmal zu dem Gedanken gelangen, daß ihr Verweilen daselbst trotz der Anwesenheit der Verwandten des Grafen, der alten Gräfin Snarre, sich mit den herkömmlichen Auffassungen in Widerspruch befinden könnte. Als sie endlich nach einem Aufenthalt von einigen Tagen ihrem Wunsch Ausdruck gab, nach Kiel zurückzukehren, machte ihr Graf Snarre die Mittheilung, daß Tromholt ihm geschrieben habe, er werde nach wiederholter Rücksprache mit Uylar nach Snarre kommen, um über das Ergebnis seiner auf Wunsch der Frau Ericius geführten Verhandlungen mit ihm zu berichten.

Bevor aber Tromholt eintraf, hatte Snarre eine Unterredung mit Susanne, die ihn über ihre Stellung zu Tromholt, Susanne aber über des Grafen Gefühle für sie aufklärte.

Die Gräfin Snarre hatte sich wegen eines leichten Unwohlseins nach dem Abendessen zurückgezogen, und Snarre war neben seinem schönen Gast um so lieber allein zurückgeblieben, als er unter dem Eindruck stand, daß dann Susanne leichter zu dem vertraulichen Ton des ersten Tages zurückkehren werde. Ihre Schönheit, ihr ungekünsteltes Wesen, ihre ernste Lebenswürdigkeit hatten wie mit einem Zauberschlage eine starke Reizung für sie in seinem Innern geweckt, und die sich ihm durch die Verhältnisse aufdrängende Zurückhaltung machte ihn nur noch unruhiger und leidenschaftlicher.

Bisher fand er für seine Hoffnungen wenig Ermunterung. Susanne sah ihm, wenn sie mit ihm sprach, mit jener ruhigen Unbefangtheit, die jedes andere Gefühl als das eines freundschaftlichen Vertrauens ausschließt, in die Augen. Trotzdem drängte es ihn heute, sich ihr in anderer Weise zu nähern.

„Wie denken Sie sich die Zukunft, verehrte Frau Gräfin?“ hub er nach einer kurzen Einleitung an. „Werden Sie in Kiel bleiben, oder haben wir, wenn auch später, Aussicht, Sie in Limforden wiederzusehen? Ich muß gestehen —“ hier stockte Snarre und veränderte den Ton seiner Stimme, „daß ich mir nicht ausdenken mag, Sie nun ganz wieder missen, von den Rechten der Freundschaft, die Sie mir eingeräumt haben, keine Vortheile mehr ziehen zu sollen.“

Susanne, welcher der veränderte Ton nicht entging und die aus den letzten Worten die Absichten Snarres ahnen mochte, erwiderte mit einem Anflug von Schwermuth:

„Nach Limforden werde ich, auch wenn alle jetzt noch bestehenden Hindernisse beseitigt sind, schwerlich zurückkehren. Es sind weniger die peinlichen Erinnerungen der jüngsten Zeit, die mir den Aufenthalt dort verleiden, als die Gegenwart eines Mannes, dessen Anblick wie ein schwerer Vorwurf auf meine Seele drückt,

eines Mannes, dem ich viel Leids angethan habe, ohne daß er dadurch in seinen großmüthigen Bemühungen für mein Wohl im geringsten zu erschüttern gewesen wäre, dessen Freundschaft, ja dessen Achtung ich nun aber für immer verloren zu haben fürchte.“

„Ich verstehe nicht ganz,“ sagte Snarre, bestrebt aufblickend.

„Ich meine Tromholt,“ fuhr Susanne freimüthig fort. „Ich fühle, daß er das erste Anrecht hatte, von mir in einer so wichtigen Lebensfrage, wie sie mein Zerwürfniß mit Graf Uylar ist, ins Vertrauen gezogen zu werden. Ich habe es unterlassen, obwohl ich weiß, daß ihn die Umgehung seiner Person schwer kränken muß, daß er die Gründe, die mich dazu bewogen, bei aller Vorurtheilslosigkeit, die sonst sein Wesen kennzeichnet, kaum richtig würdigen wird. Es war ein Gefühl der Scham, des Troges, das mich hinderte, ihn, gerade ihn in die grausamen Enttäuschungen einzuweißen, die diese Ehe mir bereitet hat. Und doch hätte ich es thun sollen, thun müssen, es bedrückt mich, daß ich es unterließ.“

Sie schwieg in einer Art von schmerzlicher Verwirrung, und es entstand eine peinliche Pause.

„Ich begreife, Frau Gräfin,“ hub Snarre endlich an.

„Sie sagten?“ unterbrach ihn Susanne hastig, wie aus einem Traum erwachend.

„Daß es für Sie peinlich ist, einem Mann von so hochachtbarer Gesinnung, wie es Herr Tromholt ist, Grund zu einem Mißverständniß gegeben zu haben, und doch glaube ich, daß er sicherlich über jede kleinliche Auffassung Ihrer Handlungsweise erhaben ist. Tromholt ist ein Mann, der alles begreift und mit seiner edlen Seele auch alles verzeiht.“

„Ja, er ist ein seltener Mann,“ fiel Susanne mit fast stürmischer Wärme ein, dann aber legte sie die Hand über die Augen und fuhr schwermüthig sinnend fort: „Und doch, Herr Graf, giebt es etwas, das auch er nicht begreifen wird, wie — wie ich es selbst kaum begreife —“

Susanne machte eine Bewegung, als ob sie einen Gedanken zu ver scheiden strebe, und sprach dann in ruhigem Tone weiter:

„Doch zu etwas anderem! Ich sehe, daß ich mich in Kiel werde einzurichten haben, obichon mir nach dem Vorgefallenen nichts schwerer sein kann, als dorthin zurückzukehren. Das ist's ja auch, was mich neben allem Uebrigen so sehr bedrückt. Ich werde keine Heimath mehr haben —“

Susanne brach abermals ab und starcte vor sich hin.

„Und das Haus Ihres Freundes,“ wagte Snarre, dem der Augenblick für seine Werbung günstig schien, zu sagen, „das Haus, das Ihnen eine Zuflucht bot, die es Ihnen heute und immer bietet: dieses mein Haus — und das Ihrige, wenn Sie so wollen — vermöchte es nicht, Ihnen die Heimath zu ersetzen?“

Er suchte bei seinen Worten ihr Auge, sie aber sah ihn groß an und erwiderte mit ruhigem Ernst und einer Bestimmtheit, die ihn verwirrte: „Ich schwieg schon vorher, Graf Snarre, als Sie von einer Entbehrung sprachen, die Sie erleiden würden, wenn ich forginge. Auch jetzt möchte ich lieber einer Antwort ausweichen. Sie wissen, daß ich Ihnen für Ihre Güte, namentlich für das zarte Wie Ihrer freundschaftlichen Hilfe von ganzem Herzen dankbar bin, und daß ich nicht zu den Naturen gehöre, die Menschen nur benutzen und sie nach Laune wieder abschütteln. Aber ich bitte, beschweren Sie mein Gemüth nicht durch neue Erregungen. Ich ergreife die Hand des Freundes,“ — Susanne betonte das Wort — „und möchte sie halten dürfen fürs Leben!“

Sie streckte ihm ihre Rechte entgegen und erbat durch ihre Blicke, was sonst noch ihr Mund sprechen wollte. Und da beugte sich der Mann mit fast demüthiger Unterwerfung herab, berührte leise mit seinen Lippen ihre Hand und verließ langsamen Schrittes das Gemach.

„Wer ist da?“ lang's schroff aus Richard Tromholts Munde.

„Peter Elbe aus Trollheide!“ erwiderte die alte Marielen schüchtern und zog sich zurück.

Nun trat der alte Mann mit dem langen Haar und der Jade mit den silbernen Knöpfen in Richards Arbeitszimmer. Er sagte nichts, er verbeugte sich und blieb an der Thür stehen wie ein lebloses Bild.

„Was ist? Gutes oder Böses auf Trollheide? Es giebt genug von dem letzteren hier!“ stieß Tromholt heraus und winkte dem Alten, sich niederzulassen.

„Nein, — nichts in Geschäften, Herr!“ gab der Alte mit zitternder Stimme zurück. „Ich komme in persönlichen Angelegenheiten. Dieser Tage war ich in Mückern —“

Er stockte.

„Nun, laßt hören, Peter Elbe!“ gab Tromholt mitder zurück und lehnte sich tiefer in den Stuhl. Ein kleiner Vogel zwitscherte in seinem Bauer; auf den Fensterbänken lag der Sonnenschein, und etwas Friedliches war ausgebreitet in dem Raum, in welchem der Mann mit dem sorgenvollen Herzen saß.

„Herr — Herr —“ kam es bebend aus des Alten Munde. „Wo ist meine Tochter Ingeborg? Mein altes Herz ist müde. Ich bin am Ende!“

Nun ahnte Tromholt alles, was geschehen war. Er erhob sich langsam, stellte sich vor seinen Untergebenen hin, legte die Hände auf seine Schultern und sah ihn mit traurigen Blicken an. „Glaubt Ihr an Gott, Peter Elbe?“ fragte er weich.

„Ja, Herr! Ich glaube an Gott, und ich glaube auch, daß er alles Böse straft. Mag der Mensch noch so geheime Wege einschlagen, es giebt einen hellen Tag, der bringt's ans Licht.“

„Ihr seid ein alter Mann, ein braver Mann!“ sagte Tromholt. „Aber Ihr habt die Augen eines Blinden. Kommt, seht Euch! Ich weiß, was Ihr wollt. Antwort soll Euch werden, ohne daß Ihr fragt. Ich will Euch die Beschämung ersparen.“

Und nachdem sich Peter Elbe, ohne daß diese Worte Eindruck auf ihn gemacht zu haben schienen, finsternen Blickes und seine Kappe in den Händen hin und herzerrend, niedergelassen hatte, sagte Tromholt: „Ihr kommt, um mit mir zu haben! Euer Herz ist voll Horn und Hise, und am liebsten wäret Ihr wie ein unbefonnener Anabe mir an die Brust gesprungen, um Rechenschaft von mir zu fordern für das Schicksal Eures Kindes. Ihr hörtet auf die Stimme der Menge, die lästert und hetzt, und weil sie im Durchschnitt gemein ist, glaubt Ihr, alles sei Schmutz auf dieser Welt. Aber es giebt auch reine, ungetrübte Bäche mit hellem Wasser. Ihr fragt, wo Eure Tochter Ingeborg ist. Uebergabt Ihr mir Euer Kind, da Ihr Euch an mich wendet? Nein! Wie kommt Ihr also zu solcher Frage? Hört! Ihr redetet ihr zu, den Kapitän zu heirathen, obwohl Ihr wissen konntet, daß sie ihn nicht liebe; aber Ihr dachtet an Euch, nicht an sie. Weil's Euch Wunsch war, sollte es für sie Gebot sein! Euch selbst trifft die Schuld an dem, was geschehen — nein, halt! Ich rede jetzt! Nachher könnt Ihr sprechen.“

Im letzten Augenblick, da sie wußte, daß Larsen ein Schurke sei, entfloß sie. Sie fürchtete ihn und Euch. Sie fürchtete ihren Vater, hört Ihr, bei dem sie doch alles finden sollte, was ihr Herz trösten konnte. Sie ging nicht aufs Schiff. Sie kam in derselben Nacht auf Umwegen nach Limforden, fiel vor mir nieder und rief: „Schüße mich, hilf mir!“ Ich sagte: Wie viel Herzeleid bereitet Du Deinem alten Vater! Da weinte sie bitterlich. Und doch verlangte sie, daß ihr Vater nichts erfahre! Sie fürchtete sich! Ich sag's noch einmal!“

Und nun erzählte er dem Alten alles, was inzwischen mit seiner Tochter geschehen war bis auf den Tag, da er sie aus Larsens Händen befreit und im Hause der Frau Ericus untergebracht hatte.

„So, nun sprecht Ihr, Peter Elbe! Aber vorher noch eins! Das Mädchen hat sich unter meinen Schutz gestellt, und Anrechte auf sie habt Ihr so lange verwickelt, bis Ihr sagt: Ja, Herr, ich trug auch Schuld. Und ich will's wieder gutmachen!“

Der alte Elbe stand eine Zeit lang sprachlos und ließ das greise, zitternde Haupt auf die Brust sinken. Als er's wieder erhob, standen schwere Thränen in seinen Augen, und schluchzend klang es aus seinem Munde: „Können Sie es mir vergessen, Herr Direktor?“

„Ja, ich kann's, und noch mehr!“ erwiderte Tromholt milde, indem er ihm die Hand, nach der Elbe schüchtern getastet hatte, hinstreckte. „Ich fühle und fühle mit Euch, und wenn Ihr nicht selbst zu mir gekommen wäret, wäre ich zu Euch gekommen und hätte trotz Eurer Tochter Willen und Verbot Euch alles gesagt. Nur die Arbeit, die Sorgen und Lasten hier ließen mich nicht dazu gelangen.“

Noch lange saßen die beiden Männer beisammen. Als sie sich trennten, war's Nachmittag geworden. Dann hielt der Wagen vor der Thür, und Tromholt fuhr nach Snarre.

Draußen an der Grenze des Parks begegnete ihm Graf Uklar, der eine Cigarre rauchte und mit seinem Stock auf die jungen Gelenkstücke hieb, die am Uferande des Baches standen. Er wußte, wohin Tromholt fuhr, und grüßte, wenn auch ein wenig die Farbe wechselnd, wie ein wohlwollend aufgelegter Gebieter seinen Diener grüßt.

Bald waren sie sich aus den Augen entschwinden. Als Richard in Snarre anlangte, stand der Graf zufällig auf der Treitrepppe vor der Thür und fütterte die Tauben. Sobald er des Gastes ansichtig wurde, trat er ihm höflich entgegen und geleitete ihn nach seinem Arbeitszimmer, das mit der antiken Bibliothek die ganze rechte Seite des Schlosses von der Halle aus einnahm.

„Nun, was bringen Sie?“ fragte er gespannt, nachdem Tromholt sich niedergelassen und die ihm angebotene Cigarre abgelehnt hatte. „Ich bin außerordentlich begierig!“

Tromholt aber sagte: „Ich hoffte eigentlich, von Ihnen oder vielmehr durch Sie Neues von der Gräfin zu hören, die wohl zweifellos Nachrichten von ihrer Mutter erhalten hat. Bei uns stehen die Dinge wie vordem. Graf Uklar besteht auf seiner Forderung, die, wie die Verhältnisse liegen, unerfüllbar ist. Frau Ericus hat mich zwar mit unbeschränkter Vollmacht, die Verhandlungen zu führen, ausgerüstet, allein —“

Tromholt stockte in einiger Verlegenheit. „Könnten Sie dem im Nothfall die Summe sofort anschaffen?“ fragte der Graf, für den Tromholt nach Susannens Belemnissen ein Gegenstand ganz besonderen Interesses war.

„Nein! Wir haben sie nicht,“ entgegnete Tromholt kurz.

„Und was ist nun Ihre persönliche Ansicht in der Sache?“

„Wenn die Gräfin will, muß das Opfer gebracht werden —“

„Recht so!“ entgegnete Snarre, „und wenn — wenn —“

Er unterbrach sich, zog an seinem Schurrebart und sah Tromholt an, als ob er ihm weiterhelfen sollte.

„Sie meinen, Herr Graf?“

Snarre hätte gern gesagt: „Verfügen Sie über meine Kasse!“ Aber das Gespräch mit Susanne hatte ihm seine frühere Unbesonnenheit geraubt, und sein Partgefühl sträubte sich gegen einen Vorschlag, der hätte mißdeutet werden können.

Um so angenehmer war er überrascht, als Tromholt, nunmehr das Schweigen brechend, anhub: „Erlauben Sie mir einmal ein offenes Wort, Herr Graf! Würden Sie gegebenenfalls helfen, Frau Susanne von dem Burtschen zu befreien, der drüben in Limforden noch immer den Herrn spielt und seine Laune in Ermangelung eines besseren Gegenstandes an den Parkbüschen ausläßt, die er mit seinem Spazierstock bearbeitet?“

„Ja!“ rief Graf Snarre lebhaft, indem er aufsprang und dicht vor Richard hintrat. „Befreien will ich sie so bald wie möglich. Aber eines, Tromholt, versprechen Sie mir: die Gräfin darf nie etwas davon erfahren, daß ich es war, der die Summe vorstreckte, niemals, verstehen Sie? Unter dieser Bedingung steht Ihnen das Geld heute noch zur Verfügung, und ich verzichte ein für allemal auf Kapital und Zinsen.“

Tromholt war über die rüchhaltige Gewährung seiner kaum angedeuteten Wünsche ebenso überrascht wie erfreut, aber das Geld als Schenkung für Susanne entgegenzunehmen, dagegen sträubte sich sein Inneres doch.

Er setzte dies auch dem Grafen mit ruhigem Ernst auseinander, behielt sich bezüglich eines Antlehens seine Entschlüsse vor und bat schließlich, der Graf möchte ihn bei Susannen anmelden lassen, mit der er vor ihrer Abreise nach Kiel, die, wie der Graf ihm mitgetheilt, schon am nächsten Tag stattfinden sollte, Rücksprache nehmen müßte.

Snarre beeilte sich, seine Bitte zu erfüllen, und da der abgeschickte Diener mit der Nachricht zurückkehrte, die Frau Gräfin befände sich im Park, so ging er selbst, sie von Tromholts Anwesenheit zu benachrichtigen.

Richard blieb indeffen in des Grafen Zimmer, betrachtete die Bilder an den Wänden ohne tieferes Interesse und war so ganz seinen Gedanken hingeegeben, daß er Susannens Eintreten überhörte.

Nun wandte er sich um.

Wie schön sie war! „Sei mein Weib!“ hätte er ihr auch jetzt wieder zurufen mögen, sei mein, und ich will alles vergessen, denn mein Leben hat kein anderes Ziel, als dich! Aber er bemerzte sich, ihre Antwort von damals kam ihm wieder in den Sinn, und je heftiger die Bewegung war, in die ihn ihr Anblick versetzte, desto kälter und förmlicher war die Verbengung, mit der er sie nun begrüßte.

Susannen entging Tromholts tiefe innere Bewegung nicht.

„Sie wollten mich sprechen, Herr Tromholt,“ begann sie mit bebender Stimme, „und Sie erfüllen damit nur meinen eigenen Wunsch, ein Bedürfniß, das ich lange schon empfand und dem ich vielleicht früher hätte Ausdruck verleihen sollen.“

Tromholt verbeugte sich abermals, diesmal fast noch gemessener.

„Tadeln Sie, was ich gethan habe? Begreifen Sie meine Handlungsweise?“

„Nein, ich tadeln sie nicht, Frau Gräfin. Ich begreife alles vollkommen.“

Tromholt's Mienen veränderten sich nicht, als er dies sagte, nichts rührte sich in seinem Gesicht.

„Es sind geschäftliche Angelegenheiten, derentwegen Sie mich zu sprechen wünschten, wie mir Graf Snarre sagte. Vor allem aber drängt es mich, Ihnen zu danken mit tief bewegtem Herzen, daß Sie, mein unvergleichlicher Freund, sich abermals meiner annehmen. O, ich bitte — sehen Sie mich nicht so ernst, so strafend an! Ich weiß alles, was Sie sagen wollen, und habe auf alles ein Wort, das Sie befähigen, das Sie versöhnen muß.“

Tromholt wurde es schwer, sich dem Eindruck dieser rührenden Sprache zu entscheiden, aber er hatte sich vorgenommen, der Frau, die ihn nicht lieben konnte, auch nicht durch eine Miene zu verrathen, daß noch etwas von den alten Gefühlen in seiner Brust lebte.

„Sie sind so gütig, wie Sie stets waren, Frau Gräfin. Ich danke Ihnen für Ihre Worte. — Erlauben Sie, daß ich jetzt das Geschäftliche berühre! — Graf Uklar besticht trotz mehrfacher Verhandlungen auf der geforderten Summe. Das Geld werde ich beschaffen. Ich fand jemand, der es darlehnsweise hergeben will. Es fragt sich jetzt nur, und das ist der Hauptzweck meines Kommens, ob Sie, ob Ihre Frau Mutter damit einverstanden sind.“

Susanne war in einem Stuhl gesunken. Ein Heer widerstrebender Gefühle bewegte ihre Brust. Sie hörte kaum, was er sagte, und als er geendet hatte, brachen die Thränen stehend aus ihren Augen.

„Gnädige Frau, Frau Gräfin!“ rief Tromholt, von seiner Bewegung gegen seinen Willen fortgerissen.

„Es ist nichts,“ erwiderte sie sanft, seine Hand erfassend, „denken Sie nicht böse von mir, Tromholt, ich bitte Sie darum, ich kann alles ertragen, nur den Verlust Ihrer Achtung nicht!“

Sie sah ihm mit einem so sehenden Blick in die Augen, daß es ihm bis in die Seele drang.

Einen Augenblick kämpfte Tromholt, dann sagte er weich, aber in demselben Ton der bisherigen Zurückhaltung: „Glauben Sie, Frau Gräfin, in dieser für uns beide ersten Stunde: ich bin derselbe, der ich war, seitdem ich Ihnen zum ersten Male gegenübertrat, und werde es bleiben. An meiner Achtung, meiner Freundschaft zweifeln Sie nie! Alles andere aber ist ausgelöscht ein für allemal, und obgleich es unzart erscheinen mag, dies zu berühren, ich sage es, weil ich will, daß unsere Freundschaft frei von falscher Sentimentalität sei. Was Sie auch thun und beschließen, ich achte Ihre Gründe wie Ihre Handlungen, und mein aufrichtiger Wunsch ist, daß sie zu Ihrem Glück dienen. Was in meiner Kraft steht, will ich thun, Sie glücklich zu machen. Sie schulden mir keinen Dank dafür, denn daß ich es thun darf, das — das eben ist mein Glück, auf jedes andere habe ich verzichtet.“

Wundern Sie sich nicht darüber, auch ich habe ein Herz, und leicht ist mir der Verzicht nicht geworden.

Aber mein Wille ist stark, stärker als das schwache Herz, und er hat es bezwungen. Und nun, Frau Gräfin, nach diesem Bekenntniß lassen Sie uns scheiden, ohne Unmuth, ohne Groll in ruhiger, wunschloser Uebereinstimmung. Meine Sorge soll sein, daß Sie Ihre volle Freiheit so schnell wie möglich wieder erlangen, und dann, dann hoffe ich, werden für Sie wieder glückliche, heitere Tage zurückkehren. Niemand kann es aufrichtiger wünschen als ich.“

Seine Stimme bebte bei den Worten, er verneigte sich tief, drückte noch einmal die Lippen auf ihre Hand und entfernte sich rasch, während Susanne wie vernichtet zusammenbrach.

* * *

Tromholt hatte den Grafen Snarre nicht mehr gesprochen, er war sofort nach der Unterredung mit Susannen nach Limforden zurückgekehrt. Er befand sich in einer ungeheuren inneren Erregung. Die Scene hatte ihn mehr angegriffen, als er sich geschehen wollte; der übernatürliche Zwang, den er seinen Gefühlen aufgelegt hatte, rächte sich an ihm, und all seine Willenskraft konnte ihn nicht vor der Erkenntniß schützen, daß er Susannen liebe, mehr denn je, und daß alle seine Bemühungen, diese Liebe zu bekämpfen, vergeblich sein würden, wenn er nicht eine Trennung herbeiführte. Aber sein Entschluß, jedes fernere Zusammentreffen mit ihr zu vermeiden, war nicht durchführbar, so lang er in ihrem Dienst stand. Darum wollte er der Qual ein Ende machen und, sobald das letzte Geschäft besorgt, sobald sie frei war, Limforden für immer verlassen, sich fern von ihr, in fremdem Land eine neue Stellung gründen.

Wie diese Angelegenheit am schnellsten zu ordnen sei, darüber sann er jetzt nach, und er mußte sich getheuen, daß die einfachste Lösung eben in der Annahme des Geldes liege, das Snarre in so großmüthiger Weise angeboten hatte. Allein diese einfachste Lösung war ihm gerade die peinlichste. Des Grafen erregtes Wesen, als er ihm das Angebot gemacht hatte, kam Tromholt nun wieder in den Sinn. Was konnte Snarre veranlaßt haben, was berechtigte ihn dazu, eine solche Summe an eine Aufgabe zu wenden, die nicht die feinnige war? Des Grafen vornehme Gesinnung, seine bekannte Galanterie reicheten nicht hin, Tromholt dieses Räthsel zu erklären. Es mußte etwas anderes sein, und nichts lag näher als die Annahme, daß der Graf selbst Absichten auf Susannens Hand habe.

Ob sie ihm wohl ein Recht dazu gegeben hatte? — Nein, das war nicht möglich, aber — er hatte ihr vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an große Aufmerksamkeit erwiesen, er hatte sich an jenem Tag, an welchem der Bruch mit Uklar stattfand, man konnte wohl sagen, just zur rechten Zeit, als ob er gerufen wäre, in Limforden eingefunden. — Des Brandes wegen? Wohl möglich, aber thatsächlich war sie unter seinem Schutze entflohen, hatte unter seinem Dach eine Zuflucht gefunden, seine Gastfreundschaft genossen. Immer klarer wurde es Tromholt, der sich dieser Waffe gegen seine immer wiederkehrende Schwäche selbstquälerisch bediente, daß zwischen den beiden ein wenn auch noch unansgesprochenes Einvernehmen bestand, und daß er auch hier nur ein Werkzeug war, anderer Pläne zu fördern.

Ein großer Schmerz, eine blinde Eifersucht überkam ihn bei dem Gedanken. Auch Susannens Benchmen, ihre Erregung bei seinem Anblick, ihre scheinbare Zerknirschung und die Milde, die Demuth, mit der sie ihm begegnet war, schienen ihm jetzt eine Absicht zu verbergen — Haß gegen sie beide regte sich in seiner Brust.

Lange konnte indessen eine solche feindselige Stimmung bei Richard Tromholt nicht anhalten. Bald genug siegten die Vernunft und sein Edel Sinn. Die Vernunft sagte ihm, daß eine Verbindung Snarres mit Susannen allerdings der beste und sicherste Ausweg aus allen Wirrnissen, ja daß sie das einzige Mittel sei, nach den schweren Schicksalschlägen, welche die Familie Ericius betroffen hatten, deren Ansehen in jeder Beziehung wiederherzustellen und die letzte große Unternehmung des verstorbenen Ericius vor dem Untergang zu bewahren. Er konnte dem Charakter, der Thakraft und der ritterlichen Gesinnung des Grafen Snarre seine Anerkennung nicht versagen. Snarre war zudem sehr reich und seit lange bemüht, seinen Besitz auf praktische Weise zu vergrößern. Wie, wenn der Graf Limforden kaufte? Dann war ja alles in der besten Ordnung, Uklar abgefunden und er, Tromholt, frei! Allen konnte seine Stellung behalten und Bianca heimführen. Alle waren sie glücklich, und er, nun, er würde sein Glück in einer neuen selbständigen Thätigkeit finden, soviel als ihm eben vom Schicksal beschieden war, gleichviel wo!

(Fortsetzung folgt.)

Zur 75jährigen Jubelfeier der deutschen Burschenschaft.

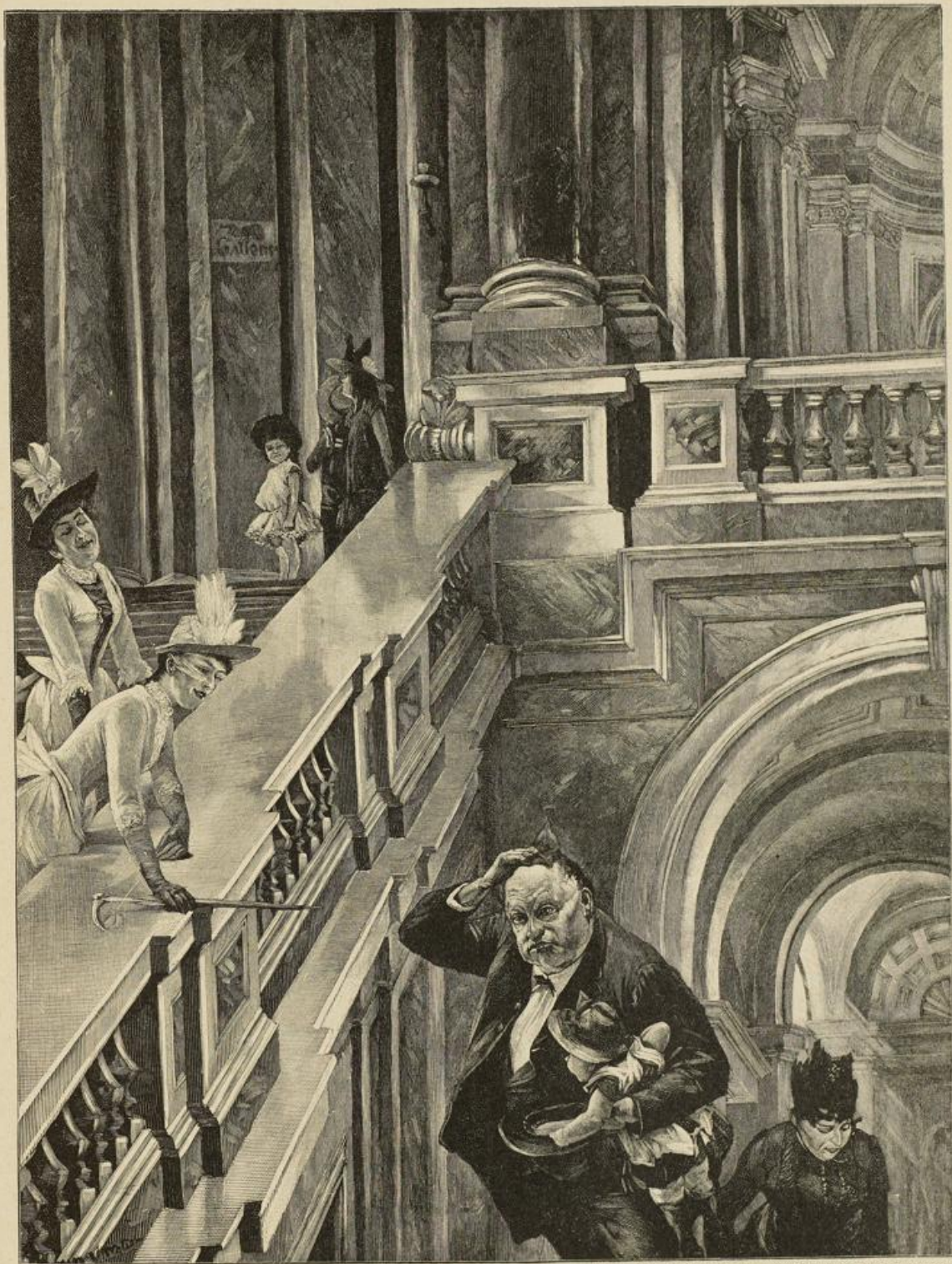
(Schluß.)

Von Georg Winter.

Was politisch auf dem Wiener Kongresse durch das Nebelwollen der von Metternich geleiteten Diplomatie vereitelt wurde, eine Einigung für die große gemeinsame Sache des Vaterlandes, hier, in Jena gelang es, in engerem Rahmen zwar, aber getragen von der jubelnden Zustimmung der Theilnehmer. Die Absichten und Be-

strebungen der Begründer der Burschenschaft gingen ohne alle Frage auf hohe und ideale Ziele: auf gründliche wissenschaftliche und sittliche Ausbildung, Reform des akademischen Lebens im Sinne einer freien Gemeinamkeit; über allem aber schwebte die große Idee des gemeinsamen Vaterlandes, in dessen Dienste alle durch die akademische

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



Photographie von Franz Hanfstaengl Kunstverlag A.-G. in München.

Zur Galerie.

Nach einem Gemälde von Klein-Chevalier.

Reform erreichten Erfolge verwerthet werden sollten, ohne daß man dabei zunächst an ein unmittelbares Eingreifen in das staatliche Leben gedacht hätte. Vielmehr galt es vor allem, die Mitglieder der neuen Vereinigung während ihres akademischen Lebens mit dem Geiste der Stifter zu erfüllen, Verständniß für den nationalen Gedanken in ihnen zu erwecken, damit sie dereinst, wenn sie ins praktische Leben eingetreten wären, alle ihre Kräfte und Fähigkeiten in zielbewußtem Dienste für das Vaterland aufwenden könnten.

Daß dieses Vaterland, um für alle Zeiten vor der Wiederkehr schmachvoller Fremdherrschaft gesichert zu sein, eine einheitliche, alle Kräfte zu seinem Dienste vereinigende Gestaltung erhalten müsse, galt dabei trotz der bitteren Erfahrungen, die man soeben auf dem Wiener Kongresse machte, als selbstverständliche Voraussetzung. In welcher Weise diese Voraussetzung verwirklicht werden sollte, darüber waren die Mehrzahl oder wohl sämtliche Begründer der Burschenschaft, die diese Verwirklichung als Ziel aufstellten, ebenso im Unklaren wie die anderen Patrioten, die in dem Streben nach dem Ziel mit ihnen einig waren. Nur daß es anders werden müsse als bisher, darüber war man einig. Den meisten schwebte wohl als Ziel der nationale Einheitsstaat vor, aber die notwendige Folge desselben, die Thatsache, daß derselbe nur durch eine Vernichtung der Einzelstaaten erreicht werden könne, machte man sich so wenig klar, daß diese „Unitarier“ sicher in Entrüstung gerathen wären, wenn man ihnen zugemuthet hätte, sich ihrem Ziele zunächst durch Entthronung ihrer Landesfürsten zu nähern. Aus dieser Unklarheit über den Weg zum Ziele wird man aber der studierenden Jugend gewiß keinen Vorwurf machen dürfen. Theilte sie dieselbe doch mit den gereiften Männern der Zeit, selbst mit denen, welche sich berufsmäßig mit politischen Fragen beschäftigten. Noch hielt die staatsrechtliche Lehre mit ganzer Schroffheit an dem starren Begriff der vollen landesherrlichen Hoheit fest. Danach konnte es nur einen Einheitsstaat oder einen rein völkerechtlichen Bund der in voller Selbständigkeit verharrenden Einzelstaaten geben. Einen Staat über Staaten, einen zusammengefügten Staat, kurz den Bundesstaat kannte man noch nicht, obwohl er, wenn auch in namenlos verrotteter und verworrenere Gestalt, schon in den Formen des alten Reiches bestanden hatte. Eben diese Form aber hatte, ihre Fehler für ihr Wesen haltend, dereinst Samuel von Pufendorf für ein Monstrum erklärt!

Die Frage der Zukunft schien also zu lauten: Einheitsstaat oder Bund der vollkommen selbständig verbleibenden Einzelstaaten? Da der letztere mit dem erwachten Einheitsbewußtsein unvereinbar erschien, so war es erklärlich, daß die meisten Verehrer des nationalen Gedankens der Lehre vom Einheitsstaate anhängen. Was alsdann mit den Einzelstaaten werden sollte, vollends gar, wie in dem Einheitsstaate der verhängnißvolle Dualismus zwischen Preußen und Oesterreich überwunden werden sollte, diese Frage sich zu stellen, daran dachten die Begründer der deutschen Burschenschaft ebensowenig wie die sonstigen politischen Führer der Nation. Diese Frage zu beantworten, die Theorie des zusammengefügten Bundesstaates gleichsam wieder zu entdecken, das war die Aufgabe des nächsten Geschlechts, die Aufgabe, welche mit der der Erziehung des Volkes zur Einheit zusammenfiel.

Einstweilen war es bei aller Unklarheit über die Wege zum Ziel doch schon von großer Bedeutung, daß dieses Ziel selbst nicht mehr bloß von einzelnen geahnt, sondern von einer großen Vereinigung der Besten der deutschen Jugend klar und scharf aufgestellt war, daß diese Vereinigung danach strebte, in ernster wissenschaftlicher und sittlicher Selbstzucht sich zur Mitarbeit an der Erreichung dieses Zieles vorzubereiten. Denn daran kann doch heut kein Zweifel mehr sein: nicht in dem, was die Burschenschaft als Studentenverbindung selbsthandelnd leistete, liegt ihre eigentliche Bedeutung für die Geschichte des deutschen Volkes,

sondern in dem erzieherischen Einfluß, den sie auf ihre Mitglieder ausübte, in dem Geiste, mit dem sie ihre Mitglieder in der Studententzeit durchdrang und den diese mit Hingebung in ins praktische Leben, in welchem sie die Ideen zu verwirklichen strebten, die sie in der Universitätszeit in sich aufgenommen hatten. Aus der Burschenschaft ist ein großer Theil der Männer hervorgegangen, die dann die Lehrer, Erzieher und Führer ihres Volkes auf dem Wege zur staatlichen Einheit geworden sind. In diesem Idealismus, mit dem die Burschenschaft den nationalen Gedanken hochhielt, hegte und pflegte, liegt ihr größtes, ihr unbestreitbares Verdienst.

Die Ideen der neuen Vereinigung fanden begeisterte Zustimmung und schnelle Verbreitung, nicht bloß in Jena, sondern auch an den andern deutschen Hochschulen, wo ihnen zum Theil schon durch die Bestrebungen des Turnvaters Jahn vorgearbeitet worden war. In Jena umfaßte die Burschenschaft sehr bald wirklich den größten Theil der Studentenschaft, die alten Landsmannschaften lösten sich, wie wir sahen, auf: eine Zeit lang hat es in der That in Jena außer der Burschenschaft keine studentische Vereinigung gegeben. Die akademischen Behörden wie der hochherzige, national- und freigeminte Großherzog Karl August, der große Freund Goethes, duldeten die Burschenschaft nicht nur, sondern sahen ihr Wachsen und Gedeihen besonders gern. Denn sehr bald machte sich der sittlich ideale Einfluß derselben auf das akademische Leben deutlich bemerkbar. Das gesellige Leben wurde zugleich edler und freier, das wissenschaftliche Streben der Studenten, ihre Ehrerbietung und Verehrung gegen ihre akademischen Lehrer wuchsen zusehends. Und Karl August wäre der letzte gewesen, der den nationalen Gedanken, der in der Burschenschaft lebte, mit Mißtrauen betrachtete oder gar hätte unterdrücken wollen, wie das sehr bald die andern deutschen Regierungen, namentlich Mecklenburg, von ihm verlangten. War er doch der erste unter den deutschen Fürsten, der seinem Volke das Versprechen einer freisinnigen Verfassung voll und ganz erfüllte!



August von Binzer.

Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde.

So konnte sich die Burschenschaft zunächst frei und ungehindert entwidern, so konnte sie sich auf die andern Hochschulen verbreiten, so konnte schon zwei Jahre nach ihrer Gründung der Gedanke auftauchen, der erstrebten Einheit der gesammten Jugend der deutschen Hochschulen einen äußeren Ausdruck zu geben und so wenigstens an einem Punkte des deutschen Lebens die ideale Einheit zu verwirklichen. Es ist bekannt, daß das in dem vielberufenen und mit Unrecht verdächtigten großen Wartburgfeste, das von einem Zeitgenossen als „ein Silberblick deutscher Geschichte und als ein Blüthendurchbruch unserer Zeit“ bezeichnet wurde, geschah.

In der That war es ein Fest voll idealen und nationalen Schwunges, voll hingebender Begeisterung für das gemeinsame Vaterland, das hier auf der altherwürdigen Burg gefeiert wurde. Mit voller Absicht hatte man gerade diesen Ort und gerade den 18. Oktober für die Feier ausgewählt. Erblickte man doch mit Recht in der Wartburg eine geheiligte Stätte großer nationaler Erinnerungen. Hatte doch hier dereinst zur Zeit der ersten Blüthe der deutschen Nationallitteratur der kunstsinrige Landgraf Hermann von Thüringen die Edlsten und Besten der Dichter- und Sängerschar um sich vereinigt, hatte doch hier drei Jahrhunderte später der große Reformator eine Zufluchtsstätte gefunden, von dem die größte befreiende Geistes that der neueren deutschen Geschichte ausgegangen ist. Hier wollten sich die Burschen der deutschen Hochschulen zusammenfinden, um die Erinnerung an jene befreiende Geistes that feierlich zu begehen. Den 18. Oktober aber hatte man gewählt als Gedächtnistag an die befreiende Völkerschlacht bei Leipzig, in der Deutschlands Stämme zum ersten Male seit langer Zeit zu einem großen Zweck vereinigt sich in deutlich ausgeprägtem Einheitsbewußtsein gefunden hatten.

So kamen sie denn in den Tagen vor dem 18. Oktober 1817 aus allen Theilen Deutschlands, besonders zahlreich natürlich aus

dem nahe gelegenen Jena, zusammen, die frischen, begeisterten Burschen der deutschen Hochschulen, um ein echt vaterländisches Fest zu begehen. Metternich freilich und die von ihm beeinflussten reaktionären Regierungen, die jedes Streben nach nationaler Einigung mit finstern Haß beobachteten, standen dem Feste voll Mißtrauen gegenüber; sie hatten eifrig versucht, den Großherzog Karl August zu einem Verbot desselben zu veranlassen.

Aber der hochherzige Fürst war weit entfernt davon, sich diesem Ansinnen zu fügen. Im Gegentheil, er gab nicht nur die erbetene Erlaubniß, er beauftragte die Behörden, der akademischen Jugend vertrauensvoll sämtliche Räume der Wartburg zur Verfügung zu stellen, er ließ für das Festmahl seine Fischteiche öffnen und schenkte sogar zu dem geplanten Freudenfeuer Holz aus seinen Forsten und eine Summe Geldes zur Befreiung der Kisten. Die Bürger Eisenachs aber nahmen die munteren Musensohne wie seitdem so oft mit offenen Armen auf und erwiesen ihnen herzliche und warme Gastfreundschaft.

Und wahrlich, sie verdienten das Vertrauen, welches der edle Fürst ihnen schenkte! Das Fest verlief in voller Ordnung und durchaus würdig. Hochangesehene Lehrer der Jener Hochschule wie der Hofrath Fries und der große Naturforscher Oken waren mit herübergekommen, um an der Feier theilzunehmen. Der letztere hat in seiner Zeitschrift „Jhis“ berichtet, daß alle Anwesenden durch das Erhebende und Großartige der Feier zu Thränen gerührt wurden. Am Morgen des 18. Oktober bewegte sich der stattliche Zug, die Studierenden der verschiedenen Hochschulen zu zwei und zwei ohne jede landsmannschaftliche Gliederung, von der Stadt hinaus zur atemberaubenden Feste. Dort wurde im großen Wartburgsaale, nachdem die Versammelten den Choral „Ein feste Burg ist unser Gott“ gesungen hatten, von dem mit dem Eisernen Kreuze geschmückten stud. theol. Niemann eine patriotische Festrede gehalten, die, voll vaterländischer Begeisterung, alle Anwesenden zu jubelndem Beifall hinriß. Darauf sprachen noch Oken und Fries anerkennende und ermunternde Worte zu der akademischen Jugend. Dann löste sich die Versammlung im Burghofe auf. Am Abend wurde auf dem der Wartburg gegenüberliegenden Wartenberge ein Freudenfeuer angezündet, um das sich die Festheilnehmer in froher Jugendlust gruppirten. Hier war es dann, wo noch am späten Abend, nachdem die Jenerer Professoren und die Mitglieder des Festausschusses sich bereits entfernt hatten, von einigen wenigen Festgenossen unter Führung des Berliner Studenten Mahmann in Erinnerung an die Verbrennung der päpstlichen Bannbulle durch Luther jenes von schäumendem Jugendübermuth eingegebene Aut das veranstaltet wurde, in welchem eine Reihe von politischen Schriften reaktionären Inhalts, darunter solche von Kobene, Schmalz und Kämpf, ferner ein Schnürleib, ein „Pracht, Pracht- und Patentzopf“ und ein großmächtiger Korporalstock verbrannt wurden. Dabei sangen die Burschen die Verse:

„Zuletzt nun ruhet Vereat
Den schußigen Schmalzgeiellen
Und drei Mal Vere, Vereat,
Es fahren sie zur Hölle!
Auf, auf, mein deutsches Vaterland,
Ihr Brüder, reißet Euch die Hand
Und schwört: So woll'n wir's halten!“

Die ganze Scene hatte sich ohne Vorwissen des Festausschusses abgespielt. Sie war mehr die Eingebung jugendlicher Unbesonnenheit als ein Ausfluß revolutionärer Gesinnung. Mit dem großen Wartburgfeste, das in der Hauptsache vorüber war, hatte sie so gut wie nichts zu thun. Aber sie sollte für die Theilnehmer des Festes von verhängnißvoller Bedeutung werden, wenn auch die Folgen nicht unmittelbar zu Tage traten. Vor allem mußten sich die verhöhten Verfasser der verbrannten Schriften beleidigt fühlen, und nur zu leicht gelang es, die dem patriotischen Streben der Jünglinge so wie so schon mißtrauisch gegenüberstehenden Regierungen davon zu überzeugen, daß, was das Werk weniger Unbesonnener gewesen war, kennzeichnend für das ganze Fest, für die ganze burschenschaftliche Bewegung sei. Der Grund oder vielmehr der Vorwand war gegeben, um diesen für ihr Vaterland mit überschäumender Begeisterung erfüllten Jünglingen aus ihrem patriotischen Bestreben den Vorwurf revolutionärer Gesinnung zu machen. Mit immer wachsendem Mißtrauen betrachtete namentlich Metternich das zunehmende Ansehen und die stetig fortschreitende Ausbreitung der Burschenschaft. Aber noch

war es ihm nicht gelungen, den preussischen Staat, der eben in der Zeit der Fremdherrschaft durch die großen inneren Reformen Steins und Hardenbergs den Grund zu einer neuen, freieren Entwicklung, auf der die Hoffnungen aller echten Vaterlandsfreunde beruhten, gelegt hatte, für seine rücksichtliche Politik und für seine feindseligen Absichten gegenüber der deutschen Burschenschaft zu gewinnen. Noch erhofften alle Vaterlandsfreunde von dem preussischen Staatskanzler, daß er für die Bewirklichung der von dem Könige seinem Volke verheißenen Verfassung kräftig Sorge tragen, dem nationalen Gedanken zum wenigsten nicht feindselig gegenüberzutreten werde. Die Verbindung der nationalen geistigen Bewegung mit den Machtmitteln des preussischen Staates schien sich in nächster Zeit vollziehen zu sollen.

Da wurde am 23. März 1819 der russische Staatsrath v. Koberne von dem unzweifelhaft mit der Burschenschaft in Verbindung stehenden Studenten Karl Ludwig Sand ermordet. Es war die verblendete, verhängnißvolle That eines einzelnen, eines von idealer Schwärmerei zu verirrtem Fanatismus gelangten Jünglings, der durch die Ermordung des verhafteten, als der russischen Spionage verdächtig angesehenen Vaterlandsfeindes eine heilige Pflicht gegen das Vaterland zu erfüllen meinte. Ohne alle Frage war die Mordthat, welche übrigens dem Ermordeten eine Bedeutung beilegte, die der nichtig oberflächliche Mann nie befehlen hatte, ebenso unlug als sittlich verwerflich. Aber die Burschenschaft als solche hatte unzweifelhaft nicht das Mindeste damit zu thun. Nicht allein hatte Sand, ehe er die unselige That verübte, seinen Austritt aus der Burschenschaft erklärt, sondern die von ihm hinterlassenen Papiere lassen auch deutlich erkennen, daß er seinen Entschluß dem Freundeskreise nicht kundgegeben hatte. Nur etwa dem Führer einer radikalen Richtung innerhalb der Burschenschaft, der eine kleine Minderheit bildenden „Unbedingten“, dem Dozenten Dr. Karl Jollen, dessen Einfluß auf die Gesamtburschenschaft keineswegs ein hervorragender war, mag er andeutende Mittheilungen gemacht haben. Von einer weitverbreiteten Mitwisserschaft oder gar Verschönerung kann jedenfalls keine Rede sein. Wohl aber wußte sich Metternich den Anschein zu geben, als glaube er an eine solche. Vielleicht ist er wirklich in seiner gespensterferberischen Furcht vor den „Untrieben“ der Burschenschaft zu der jedenfalls verkehrten Ansicht von der Theilhaberschaft und Verantwortlichkeit der letzteren für die That gelangt. Sicher ist, daß er diese Gelegenheit benutzte, um die anderen deutschen Regierungen von der Gefährlichkeit der burschenschaftlichen Bestrebungen zu überzeugen.

Diesmal gelang es ihm zu seiner Freude auch bei Preußen. Friedrich Wilhelm III. befahl alsbald seinen Landeskindern, die Universitäten Jena zu verlassen, und ließ sich dann von Metternich durch die sogenannten Karlsbader Beschlüsse (August 1819) unseligen Angedenkens zu hervorragender Theilnahme an den verhängnißvollen Verfolgungen wegen „demagogischer Untriebe“ verleiten, welche Jahre, ja Jahrzehnte lang das deutsche Volksleben vergifteten und zu Unterjochungen gegen die besten Männer des Volkes, einen Arndt und Jahn, führten. Die deutsche Burschenschaft aber wurde vier Jahre nach ihrer Gründung aufgehoben, die Theilnahme an burschenschaftlichen Bestrebungen mit schwerer Strafe, vor allem mit Ausschluß von jeder amtlichen Stellung in den deutschen Staaten bedroht. Es war der schwerste Schlag, der gegen den Bestand des nationalen Gedankens geführt werden konnte. Denn er vernichtete die Ansätze einer zweiten Annäherung zwischen der idealen Bewegung der Geister und dem Staate, auf dem die Zukunft des nationalen Gedankens beruhte. Aber voll erreicht wurde der Zweck der Maßregel doch nicht. Der nationale Gedanke ließ sich nicht mehr erlöden. Die Form der Burschenschaft wurde zerbrochen, aber mit Recht sangen die Burschen, als sie die gebotene Auflösung vollzogen, in eruster Wehmuth und doch in festem Vertrauen die Strophen des eben damals auftauchenden Bünzgerischen Liedes:

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt.“

Das Haus mag zerfallen,
Was hat's denn für Noth?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott!“

Der Geist, der die Burschenschaft besetzt hatte, lebte in der That in ihren Mitgliedern fort, und auch als eigentliche Vereinigung that sich die Burschenschaft bald wieder, wenn auch im geheimen, auf.

Wir Nachlebende, die wir uns der Segnungen des geeinigten Vaterlandes erfreuen, können uns kaum noch in die Zeit zurückversetzen, da es wie in dem auf die Karlsbader Beschlüsse folgenden Jahrzehnt für Hochverrath galt, von einem einigem deutschen Vaterlande zu reden. Wie viele haben nicht gleich Freizüchter ihr nationales Streben mit jahrelanger Festungshaft oder mit Auswanderung in die Fremde büßen müssen, von den Benachtheiligungen in der amtlichen Laufbahn ganz zu schweigen! Um so mehr aber ziemt es uns Nachlebenden, jenen für ihr Ideal begeisterten Jünglingen und Männern ein ehrendes Andenken zu wahren, die auch in dieser trüben Zeit den nationalen Gedanken gehegt und gepflegt und daran gearbeitet haben, ihn im deutschen Volke zu bewahren und zu verbreiten, ja die trotz aller herben Enttäuschungen, die ihnen der preussische Staat bereitet hatte, an dem nationalen Berufe desselben doch nicht irre wurden, sondern in ihrer Mehrzahl eine Einigung Deutschlands unter preussischer Spitze anstrebten. Die tüchtigsten Elemente der erbklaiserlichen Partei der Paulskirche sind aus der Burschenschaft hervorgegangen.

Aber bekanntlich brachte auch das trotz aller Irrthümer doch in seinem Streben und in seinen Idealen große Jahr 1848 der nationalen Bewegung noch nicht den starken Rückhalt der politischen Machtmittel des preussischen Staates. Ja auch noch nach der Ablehnung der deutschen Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. trat noch einmal, zum dritten Male jener tragische Zug unserer nationalen Entwicklung, das unverständene Nebeneinander, ja das scharfe Gegeneinander der beiden Grundelemente der staatlichen Einigung zu Tage. Der große Staatsmann, der berufen war, den nationalen Gedanken, das Ideal

der alten Burschenschaft, zu verwirklichen, Bismarck, stand am Anfange seiner Laufbahn als hochkonser-

vativer Junker verschrien und verkert, im scharffen Gegensatz zu der jetzt nicht mehr von der Burschenschaft allein getragenen nationalen Bewegung. Es ist schon wiederholt ausgesprochen worden, daß in der Geschichte fast jede neue große Idee erst dann zu voller Durchführung gelangt, wenn sich ein anfänglicher Gegner derselben an die Spitze ihrer Anhänger stellt, die erst von ihm bekämpfte Idee schließlich zu der seinigen macht und sie für seine Zwecke verwerthet. So war es auch hier. Bei dem tiefgewurzelteten Mißtrauen der Staatsregierungen gegen die Vertreter der liberalen Idee wäre diese sicher nicht so schnell und leicht zur Durchführung gekommen, wenn sich nicht ein konsequenter Mann gefunden hätte, welcher ihre unschätzbare Bedeutung erkannt hätte. In dem seit lange und noch heute lebhaft geführten Streite, ob die deutsche Einheit durch die thatkräftige Genialität des einen Mannes oder durch die nationale und liberale Bewegung im Volke herbeigeführt worden ist, haben wieder einmal wie so oft beide Parteien recht und beide Parteien unrecht. Wie weder die Burschenschaft noch die von ihr vertretene Idee allein die Einheit Deutschlands je begründet haben würde, ebenso wenig würde dazu der starke Wille eines einzelnen, wenn auch noch so genialen Staatsmannes ausgereicht haben, wenn ihm nicht durch jene ideale Bewegung der Geister der Boden gebnet worden wäre. Und darum gebührt, ebenso wie dem großen Staats-

manne, jenen Männern Dank und verehrungsvolle Anerkennung, die in trüber Zeit mit unentwegtem Sinn auf das Ziel wiesen, welches wir heute erreicht haben.

Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch nicht schwer, die Frage zu beantworten, welche seit der Gründung des Deutschen Reiches so oft aufgeworfen worden ist, die Frage, welches denn jetzt die Aufgabe der deutschen Burschenschaft sei, nachdem das vornehmste Ziel, welches sie sich bei ihrer Gründung gesetzt hatte, wenn auch in anderer Form, als sie es geahnt hat, erreicht sei. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche der Burschenschaft antworten, jetzt, nachdem ihr Zweck erreicht sei, sich freiwillig aufzulösen, da ihr weiteres Bestehen eben zwecklos sei. Es will uns das ungefähr ebenso vorkommen, als wenn man einer Armee, die doch einen großen Sieg erfochten, einen vollen Erfolg errungen hat, als wenn man etwa der deutschen Armee nach dem Siege von Sedan hätte zurufen wollen: du hast deinen Zweck erreicht, dein Gegner ist besiegt, nun lege die Waffen nieder und löse dich auf! Die einfache Folge wäre gewesen, daß die Franzosen den eben errungenen deutschen Sieg wieder rückgängig gemacht hätten.

Nein! Galt es früher, den nationalen Gedanken zu erwecken, die Mitglieder der Burschenschaft zur Mitarbeit an seiner Verwirklichung zu erziehen, so gilt es jetzt, das unter schweren Kämpfen Errungene zu bewahren! Die Aufgabe, ein erworbenes Gut zu bewahren, ist ebenso schwierig, ebenso wichtig als die, das Gut zu erwerben.

„Was du ererbt von deinen Vätern hast, Erwirb es, um es zu besitzen.“

Ist es denn so ganz ausgeschlossen, daß der mühsam errungenen nationalen Einheit dereinst in neuen allwärtigen und inneren Erschütterungen neue Gefahren drohen? Ist es da nicht von der höchsten Bedeutung, die deutsche Jugend, auf der



Fritz Rauten.

*Die Welt ist anders geworden - ich fühl' 6 -
 Jahr groß und an Stelle der frohlichen Spiel:
 Wo man in jugendlich in jünger und jünger
 Spänt man und jäh auf in jugendlichen Jahren.*

Nach einem der „Arminia“ gehörigen Bilde.

die Zukunft des Vaterlandes beruht, mit jener bewußten nationalen Gesinnung und Begeisterung zu erfüllen, die sie, wenn sie ins Leben eintritt, befähigt, alle ihre Kräfte zum Dienste des gemeinsamen Vaterlandes zu verwerthen? Wie wir die Hauptbedeutung der alten Burschenschaft eben in ihrer erziehlischen Wirksamkeit gesehen haben, so sehen wir die Aufgabe der jetzigen Burschenschaft darin, ihre Mitglieder zu echt nationalgesinnten Männern zu erziehen, die, gleichgültig, welcher bestimmten Parteirichtung sie sich dereinst anschließen wollen, gewillt und befähigt sind, alle persönlichen und Parteiinteressen dem Wohle des Ganzen unterzuordnen, dafür zu sorgen, daß dem Volke inmitten des Widerstreites der Parteien das köstlichste Gut nicht verloren gehe, welches ein Volk besitzen kann: die Freude am Vaterlande!

In dieser Gesinnung mögen die alten und jungen Burschenschafter in Jena das Erinnerungsjest an große, kämpferische Tage der Vergangenheit begehen; in diesem Sinne mögen sie sich an den Kämpfen der Vergangenheit begeistern für die hohen nationalen Aufgaben, welche dem gegenwärtigen Staate gebieterisch gestellt sind. In dieser Hoffnung rufen wir ihnen ein herzlichtes „Glück auf“ zu ihrem Jubelfeste zu.*

* Von dem Zeit selbst gedenken wir unseren Lesern in einer späteren Nummer ein Bild zu geben.

Meyringen und die Aareschlucht.

Von Karl Born. Mit Abbildungen von H. Püttner.

*Radrennen verboten.
Alle Rechte vorbehalten.*

Pustend und leuchtend windet sich das Dampfroß mit seinem langen Schweiß von Wagen den Berg hinauf, die Pashöhe

länder Industrie in den zum Verlaufe eingerichteten Erdgeschossen mit schmucken Gasthöfen



Eingang in die Aareschlucht.

„Zwanzig Minuten Aufenthalt. Restauration am Bahnhof!“

Flugs sind mein Freund und ich zum Wagen hinaus, um unserer Kehle irgend ein Labfal zu verschaffen; haben wir doch schon mehr als zwei Stunden den edlen Gerstenstark entbehren müssen!

Aber welches Unerhörte ereignet sich da! Gebannt vom Anblick, der sich uns bietet, bleiben wir stehen. „Schau,“ ruf ich aus, „da drüben das Rosenlani mit den gigantischen Wetterhörnern, dem silberschimmernden Wellhorn und dem prächtig blauen Gletscher!“

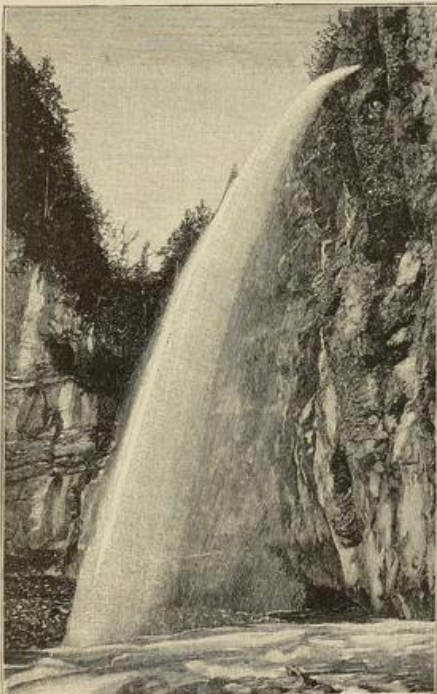
„Wirklich ganz nett,“ sagt er, — und „magnifique“, „beautiful“ tönt's rings um uns herum von den Zungen der verschiedensten Erdensöhne und -töchter — „aber nun zum Frätschoppen!“

Bald darauf geht's mit dem Zug bergab weiter; der steilen Thalwand entlang hat moderne Eisenbahntechnik der Fahrt ebnet; nur noch einige Minuten; schon kommen wir

den Weg ge- durch liebe- Baungärten an reizenden Holzhäuschen vorbei, und nun hält der Zug vor dem schmucken Bahnhof Meyrin- gen. Nach ge- troffener Ver- abredung sen- den wir un- sere beschei- denen Gepäc- stücke nach dem Hotel „Reichen- bach“ voraus und machen uns alsbald an die Be- sichtigung des lieblichen Dorfes. Wir überschreiten die Haupt- straße, an der heimliche Wohnhäuser mit Schmitz- waren und anderer Ober-

tern schwärmen herum, uns fast die Zehen abzutreten; dafür heißen uns des Wirthes schmucke Töchter um so herzlicher willkommen.

„Gottlob!“ sagt mein Freund, „sind wir nicht in einem Haus, in



Der Schräibach.

XXXVIII. Nr. 32.

dem man vor lauter Luxus, Parkettböden, Aufzügen, Kronleuch- tern u. alles hat, nur keine Idee von Ausruhen und Gemüth- lichkeit!“

„Ja, des- bin ich auch froh, aber wer kommt denn da die Treppe herunter? Ist das nicht un- ser Freund, der Doktor, der Geologe? Jetzt ist unser Kleeblatt erst vollzählig!“

„Das trifft sich ja herr- lich! Nun mach' ich den Cicero und führe Euch ein wenig her- um —“

zum Verlaufe eingerichteten Erdgeschossen wechseln, und biegen in die malerische Dorfstraße ein, die mit ihrem landschaft- lichen Hintergrund, gebildet von den Wasserfällen des Mühle- und Alpaches, geradezu einzig in ihrer Art ist. Wir besichtigen die Kirche und den von ihr getrennt stehenden Thurm, der noch aus uralter Zeit stammt, beschauen vor dem Dorf die zerfallene Burg Resti, um dann von dort weg unsere Schritte quer durch das liebliche Thälchen nach dem gastlichen Hotel „Reichenbach“ zu lenken. Etwa 400 m oberhalb desselben stürzt der aus dem Rosenlani kommende Reichen- bach zum ersten Male mit fürchterlichem Getöse in die Tiefe, auf seinem Weg ins Thal noch eine ganze Anzahl von größeren und kleineren Fällen bildend, von denen besonders der unterste durch seine Schönheit weltberühmt geworden ist. Noch mehrere Bäche fallen weiter thalabwärts von den Klüften, wie zarte Schleier sich dem Auge bietend, vom Winde schaukelnd hin und her bewegt.

„Wahrhaftig,“ ruft mein Begleiter aus, „Meyringen ist mehr denn Lauter- brunnen; es ist Lauter Bach!“

Bald haben wir die rauschende Aare, die ihre sandigen Fluthen in wohlge- regeltem Bett pfeilschnell dem Brienzsee zuführt, überschritten, und nach einigen Augenblicken landen wir wohl- behalten unter der Pforte unseres Hotels. Kein Duzend schwarzbehaarter Kellner mit langweiligen nichtsagenden Gesich-



Das Käuzeli.

73

„Schon alles gesehen!“ rufen wir leichtsin im Bewußtsein unserer vorigen Leistungen in Naturgenuß, „kommt längst zu spät!“
„Aber das ist ja rein unmöglich in der kurzen Zeit; habt Ihr denn die Aarechlucht schon gesehen?“

„Was? Aarechlucht! Wird mir was Rechtes sein!“

„D.“ sagt er, „einzig, großartig, kolossal!“

„Na also, nach dem Essen wollen wir hingehen! Erst die Pflicht, dann das Vergnügen!“

Und nun setzen wir uns gemüthlich zu Tisch und lassen uns von dem Tosen des nahen Wasserfalls die herrlichste Tafelmusik machen; dann Siefta auf dem schattigen Balkon, eine feine Havana — Herz, was willst du noch mehr?

„Doch nun voran,“ mahnt unser Doktor, „zehn Minuten und wir sind am Ort!“

Als bald stiefeln wir lustig drauf los. „Nach der Aarechlucht“ verfährt an der Hauptstraße eine gewaltige Tafel mit riesigen Buchstaben, damit kein Vorüberkommender das Wunder zu schauen veräume. Den Weg der Aare entlang aufwärts gehend, dringen wir zwischen Erlen und Weidengebüsch vorwärts, der Dinge harrend, die da kommen sollen.

Plötzlich versperrt uns ein etwa 100 m hoher Felsenriegel, quer durchs Thal gelagert, jeglichen Ausweg. Nirgends ist ein Durchgang zu erblicken, auch führt kein Pfad drüber hinauf. Erstarrt sehen wir unseren Doktor an.

„Was ist denn das? Wo geht's hinaus, und wo kommt denn da die Aare her? Es ist ja nirgends die Spur von einem Loth zu erblicken!“

„Nur immer drauf los!“ ermuntert uns der Freund, und bald stehen wir vor einem mächtigen Felsenthor, das den Einblick in eine finstere, verworrene, seltsam gewundene Schlucht eröffnet. Himmelhoch erheben sich die nasskalten Wände, oben überhängend und sich beinahe berührend, nur spärlich von Grün überkleidet. Das ist der Eingang zur Aarechlucht; mit einem geheimen Schauer betreten wir eine eiserne Galerie, die auf in den Felsen eingelassenen Stützen ruht und schon die tobende Aare unter sich hat.

Nach einigen Schritten klappt uns ein gähnender Schlund entgegen. Schwärzliche, sonderbar gestaltete und vom herabträufelnden Wasser schlüpfrig gewordene Flußwände starren uns an, so weit unsere Augen reichen, in der Tiefe sich in einem unentwirrbaren Chaos verlierend. Wie die Zähne eines Krokodilrachsens greifen die vorbringenden Felszacken ineinander, so nahe, daß unsere Ellbogen sie beiderseitig berühren können und der schmale Pfad die ganze Breite ausfüllt, und so hoch und überhängend, daß unser Auge keinen Ausweg findet und wir glauben, sie müßten über uns zusammenstürzen.

Dazu toben etwa 5 m unter dem Steg mit fürchterlichem Gebrüll die tiefdunklen Wasser der Aare. Unheimlich quillt es hier unter einem ganz unterfressenen Felsen hervor; die schwarzen Blasen glöhen uns an wie die rollenden Augen greulicher Unholde der Abfertierte; dort reißt sie ein wilder Strudel mit sich nieder auf den Grund, um sie einige Schritte weiter unten das graue Spiel von neuem beginnen zu lassen.

„Na, was sagt Ihr jetzt dazu?“ schreit unser Doktor mit Aufbietung aller seiner Stimmittel. — Wir verstehen ihn kaum und schütteln in stummer Bewunderung nur den Kopf; das großartige Schauspiel hält alle Sinne gefangen.

„Das ist ja die reine Pforte der Unterwelt,“ wage ich endlich zu sagen. „Die Schauer des Sturz kann ich mir nicht fürchterlicher vorstellen.“

„Da soll die Aare noch mehr denn 50 Fuß tief sein, behaupten die Leute, und kleine Enge nennen sie den Ort,“ entgegnet unser Cicerone.

„Langend und hangend in schwebender Fein“ gehen wir weiter; da öffnet sich die Schlucht ein wenig, die Felswände treten auf etwa 20 Schritte auseinander und prangen, von Moos und allerlei Pflänzchen bewachsen, in lieblichem Grün; auch einige seltener Vögel haben sich hier eingenistet.

Immer vorwärts! Noch einmal treten die Flußwände auf eine längere Strecke ganz nahe zusammen und bilden die „große Enge“; doch sind wir nicht mehr so ängstlich; der Mensch gewöhnt sich an alles. Dann wird die Schlucht wieder weiter bis an ihr Ende.

Gleich hinter der „großen Enge“ stürzt von der linken Felswand der „Schräbath“ in weitem Bogen in die Aare,

eine angenehme Abwechslung in das Eintönige der starren Steinwände bringend. Auf der gleichen Seite mündet hoch über dem Aarepiegel eine vom Wasser längst verlassene Schlucht ein, die der Volksmund deshalb auch als „trockene Lamm“ bezeichnet.

Bereits haben wir mehr denn 1200 m zurückgelegt, und noch hat die Schlucht ihr Ende nicht ganz erreicht. Doch genießen wir schon den Ausblick auf die sonnigen Matten von Zinnertfirchen, hoch überragt von der schneeigen Spitze des Riglihornes. Der Weg geht nun vermittelst Treppen etwas in die Höhe zum sog. „Känzeli“, mit welchem Namen man eine etwas vorspringende Stegabtheilung bezeichnet, und von hier wieder abwärts, um an der Mündungsstelle, der „finstern Schlucht“, sein Ende zu erreichen. Diese „Schlucht“, die früher auch dem Abfluß des Wassers diente, war vor Anlegung der Galerie, welche beiläufig die hübsche Summe von 36 000 Mark kostete, der einzige Weg, auf dem man zum Aarepiegel der großen Schlucht herniedersteigen konnte. Da wir es nun vorziehen, nicht den gleichen Weg zurück zu gehen, nehmen wir den Aufstieg über das massenhaft herumliegende halbsphärische Geröll durch dieses finstere Loch, fürwahr, ein gutes Stück Arbeit!

Endlich gelangen wir auf die Höhe dieses Thalriegels, der „Kirchet“ genannt, und sagen mit Schillers Taucher:

„Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich!“

Auf der breiten Straße, die von Meyringen zur Grimsel führt, zu unserem Hotel zurückkehrend, bohren wir unseren Doktor an mit der Frage, wie wohl diese Schlucht entstanden sein möchte.

„In grauen Vorzeiten,“ so beginnt er, „erstreckten sich alpine Gletscher bis weit ins Land hinaus. Auch durchs Aarethal ging einer bis über Bern hinunter. Als dieser nun wie alle anderen mit der Zeit ins Schmelzen kam und allmählich verschwand, blieb hier oberhalb des Kirchet das Thalbecken mit Wasser gefüllt, weil ihm zunächst der Abfluß fehlte. Dasselbe erhielt von der Gletschermasse des Finsteraarhorns immer neuen Zufluß, infolgedessen das überfließende Wasser seinen Weg irgendwo über diesen Hügel nehmen mußte; solcher Wasserengen lassen sich mehrere nachweisen. Eine zufällig vorhandene, bedeutend weichere Gesteinsschicht wurde von den Fluthen leichter angegriffen, und so ist die ganze Schlucht durch Jahrtausende lang fortgesetztes Waschen und Reiben der Aare entstanden. Kühne Männer unternahmen es, dieses Wunder der Welt zugänglich zu machen, indem sie an Seilen und Balken in der Luft schwebend die eisernen Träger in die Felswand einsetzten, über die nun der Wanderer auf sicherem Pfade dahinschreitet.“

So darüber weiter plaudernd, gelangen wir bei dem freundlichen Dörfchen Willigen auf den Saumpfad, der ins Rosenlaur führt, und statten, denselben verfolgend, dem herrlichen obersten Reichenbachfall einen Besuch ab. Welch' ein Anblick! Wie eine Rakete steigt der mächtige Wasserstrahl zuerst mehrere Meter hoch in die Luft, um in Millionen Tropfen aufgelöst in die jähe Tiefe zu stürzen. Vom Wirbelwind entführt, schweben die Wasserstäubchen wieder aufwärts, in den Strahlen der Sonne sich zu Myriaden funkelnder Edelsteine verzaubernd. Es ist ein Bild, für das kein Maler Farben und kein Dichter Worte findet.

Den Saumpfad herab kommen Reisende aller Nationen, Damen auf gefattelten Pferden und Maulthieren, Touristen mit leichtem Känzel auf dem Rücken, Führer und Träger mit ihrem schwerbepackten hölzernen „Käf“, ein buntes, fröhliches Durcheinander.

Wir ziehen es nun vor, uns in unser Gasthaus zurückzuziehen. Bereits ist der Nachmittag zu Ende gegangen; unser Gemüth ist nach so vielen Eindrücken der Ruhe bedürftig. Lustwandeln ergehen wir uns im schattigen Park, das Erlebte uns noch einmal im Geiste vorüberziehen lassend oder lebhaft miteinander besprechend. —

Schon küßt die scheidende Sonne mit goldenen Strahlen die eifigen Firnen; langsam erbläht das feurige Roth; die dunkle Nacht hält leise ihren Einzug in das liebliche Thal.

Um den kühlen Abend und die herrliche Luft zu genießen, haben wir uns noch auf der Veranda niedergelassen. Vom Dorf herüber schimmern die traulichen Lichter; das Geräusch der Kasse und Reisewagen ist verstummt. Drüben leuchten die Felle des Alpbadens, vom magischen Lichte bengalischen Feuers beschienen, einmal in feenhaftem Schimmer aus der Dunkelheit auf, um uns noch im Traume wie Gebilde eines Märchenlandes zu erscheinen.

Madonna im Rosenhag.

Roman von Reinhold Ortman.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Sange hielt Wolfgang die Geliebte sprachlos in seinen Armen. Erst nach einer geraumen Weile kam ihnen die Erinnerung an die unerbittlichen Forderungen des Lebens und an den ersten Widerstand, welcher sich ihnen unzweifelhaft entgegenstellen würde. Aber diese gewisse Aussicht hatte für Wolfgang so wenig etwas Niederdrückendes und Entmutigendes wie für Cilly.

„Wir werden einen Kampf bestehen müssen, mein Liebling,“ meinte er, „aber wir haben keine Ursache, uns vor ihm zu fürchten. Ich fühle mich stark genug, um in der Vertheidigung solchen Besitzes selbst gegen einen kommandierenden General Sieger zu bleiben.“

„Wie sollte er auch widerstehen können, wenn er von zwei Seiten gleichzeitig angegriffen wird!“ fügte Cilly in strahlender Heiterkeit hinzu. „Meine Aufgabe wird es sein, die feindliche Stellung auszukundschaften und mit kleinem Geplänkel den Hauptschlag vorzubereiten. Ist dann aber meiner Ueberzeugung nach die Stunde der Entscheidung gekommen, dann werde ich Dich rufen, und Du versprichst mir feierlich, daß nichts in der Welt Dich hindern wird, unverzüglich zu kommen, und wärest Du auch eben im Begriffe, dem Schah von Persien einen Bahn zu plombieren.“

„Ich lasse ihn sitzen! Sei versichert, mein Herz, daß ich ihn sitzen lasse!“

Cilly schlang ihre Arme noch einmal um seinen Hals, dann aber flog sie behend wie ein Kästchen zur Thür.

„Auf Wiedersehen! Auf frohes, glückseliges Wiedersehen! — Und Du darfst mich nicht hinaus begleiten, hörst Du? Da müßten wir ja aus Furcht vor Ueberraschung einen so frostigen Abschied von einander nehmen wie damals, als ich Dir so gerne — doch nein, ich sage es nicht, denn Du könntest sonst gar zu eingebildet werden! — Und noch eins: wenn Du mir Deiner Schwester wegen schreibst, mußt Du mir auch die Adresse des kleinen August mittheilen! Er steht von heute an unter meinem besonderen Schutze; denn im Grunde ist er doch an allem schuld!“

„Wenn es so ist, dann hat mir dieser arme kleine Patient das großartigste Honorar gezahlt, das ich je empfangen habe und empfangen werde. Ich werde in seiner Schuld bleiben, auch wenn es mir gelingt, ihm seine ganze Gesundheit wiederzugeben.“

Ein letzter Gruß, ein letzter zärtlicher Blick; dann schloß sich die Thür des Operationszimmers hinter dem Töchterchen des Generals.

Der Direktor Konstantin Rainer war kaum jemals in schlechterer Laune gewesen als nach dieser Generalprobe zur „Minna von Barnhelm“, die heute abend im Schillertheater zum ersten Male aufgeführt werden sollte. Publikum und Kritik hatten in der letzten Zeit eine sehr verdrießliche Zurückhaltung gegen seine Kunstanstalt beobachtet, und er bedurfte dringend eines großen, durchschlagenden Erfolges, um in dem scharfen Wettbewerbe mit den anderen hauptstädtlichen Bühnen wieder einen gewissen Vorsprung zu gewinnen. Gerade auf die heutige Vorstellung hatte er große Hoffnungen gesetzt, und es war begreiflich, daß ihn die Erkenntniß, sich in der künstlerischen Leistungsfähigkeit einiger Hauptdarsteller empfindlich getäuscht zu haben, in eine nichts weniger als fröhliche Stimmung versetzte. Mit finster gefurchter Stirne ging er dröhnenden Schrittes an der Bühnenrampe auf und nieder, und die beiden Unglücklichen, denen in solchen Fällen stets die leidvolle Aufgabe zufiel, dem Zorn des Gewaltigen als Bligableiter zu dienen, der Inspizient und der Souffleur, hatten bereits eine ganze Fluth unverdienter Vorwürfe stillschweigend über sich ergehen lassen müssen.

Nun trat der gefürchtete Beherrscher des Schillertheaters mit einem tiefen Seufzer an den kleinen Regietisch, der vor der ersten Seitencoullisse stand, und setzte die Glocke auf demselben schallend in Bewegung.

„Fertig zur Probe für die ‚Geschwister!‘“ tönte seine klangvolle Stimme über den weiten Bühnenraum hinweg. „Ist Fräulein von Brendendorff etwa noch immer nicht da?“

In merklich gereiztem Tone mußte er diese Frage zum zweiten Mal vernehmen lassen, ehe ihm von Marie Antwort kam. Sie hatte in dem dunkelsten und abgelegenen Winkel hinter den

Coullissen gesessen, weil sie sich ebenso sehr vor den wohlgemeinten Rathschlägen ihrer neuen Berufsgenossen als vor deren dreisten Vertraulichkeiten fürchtete. Konstantin Rainer begrüßte sie nur mit einem leichten, herablassenden Neigen des olympischen Hauptes und mit einem kurzen:

„Gut! — Wir fangen also an!“

Dann trat er an das auf der rechten Seite der Bühne aufgestellte Pult, um die ersten Worte des Wilhelm, dessen Rolle er selbst übernommen hatte, zu sprechen. Es war bewunderungswürdig, mit welcher Schnelligkeit und mit wie sicherer Beherrschung der Ausdrucksmittel er sich aus dem mißvergünstigen und sorgenvollen Theaterdirektor in den still zurückgedenkten, ruhig ersten Geschäftsmann zu verwandeln wußte. Marie, die wieder um einen Schritt in die Coullisse zurückgetreten war, verwandte während seines ersten Monologes keinen Blick von ihm und folgte mit fast ängstlicher Spannung seinem beredten Gebärdenpiel. Bei allen früheren Proben hatte Rainer nach der Gewohnheit berühmter Schauspieler seine Rolle nur flüchtig hingespochen und sich darauf beschränkt, seinen Partnern ihre Stichworte anzugeben. Heute zum ersten Mal spielte er den Wilhelm wirklich so, wie er ihn am Abend zu geben gedachte, und er ahnte sicherlich nicht, eine wie eigenartige Wirkung dieser Wechsel auf die junge Debutantin übte. Bis zu dieser Stunde war die Gestalt des Mannes, von dem sie nach der Vorschrift des Dichters mit so zärtlicher Wärme zu sprechen, dem sie so süße Geständnisse hingebendster Liebe zu machen hatte, nicht viel mehr gewesen als ein schattenhaftes Gebilde ihrer eigenen Phantasie, — und keine Regung mädchenhafter Scham hatte sie gehindert, den ganzen Reichtum ihres Empfindens in die Worte ihrer Rolle ausströmen zu lassen. Nun aber war das mit einem Mal ganz anders geworden! In greifbarer, lebendiger Gestalt, als ein Mensch von Fleisch und Blut stand jener Wilhelm ihr plötzlich gegenüber, und die Züge, welche er trug, waren wahrlich nicht die Züge, die ihre Einbildungskraft ihm gegeben hatte. Eine Vollkommenheit, gegen die sie sich vergebens zu wehren suchte, bemächtigte sich ihrer, eine unerklärliche zagende Scheu, unter deren peinlichem Druck sie ihr erstes Stichwort versäumte, ohne es zu bemerken.

Erst als Rainer sich in unwilliger Kopfbewegung gegen die Coullisse wandte und mit einem nicht mißzuverstehenden Blick und erhabener Stimme seinen letzten Satz wiederholte, wurde sie sich ihres Fehlers bewußt; aber die Befangenheit, mit der sie jetzt ihre Auftrittsscene spielte, konnte dadurch natürlich nicht verringert werden. Durch wiederholtes Räuspern und Achselzucken gab der Direktor seine Unzufriedenheit zu erkennen; aber er unterbrach den Fortgang der Probe mit keinem Wort, bis nach der Scene zwischen Marianne und Fabrice seine Stimme plötzlich dröhnend vom Regietische her erklang:

„Nein, das ist nicht anzuhalten! Man erkenne Sie ja gar nicht wieder, mein Fräulein! Ich muß Sie dringend bitten, sich die Sache nicht gar zu leicht zu machen! Den ganzen Auftritt noch einmal!“

Schweigend gehorchte Marie dem barschen Befehl, obwohl der rücksichtslose Tadel in Gegenwart so vieler neugieriger Zeugen ihr die Thränen in die Augen getrieben hatte. Rainers Kopfschütteln bewies, daß er auch jetzt keineswegs befriedigt sei, und da Marie dies Kopfschütteln sehr wohl gesehen hatte, wurde sie nur noch ängstlicher und unsicherer als zuvor.

Dann kam die letzte, entscheidende Scene, welche sie mit ihm selber zu spielen hatte, dies wunderbar zarte, unschuldsvolle Liebesgeständniß eines Mädchenherzens, das sich nur dunkel der Natur seines eigenen Empfindens bewußt ist. Konstantin Rainer gab seinen Wilhelm in dieser Scene unübertrefflich; aber je mehr sich vor Mariens Augen die Grenzen zwischen Schein und Wirklichkeit verwischten, desto weniger vermochte sie Herrin zu bleiben über jene spröde, mädchenhafte Scheu, durch welche sie schon während der früheren Auftritte verhindert worden war, ihre ganze Seele in die Worte des Dichters zu legen. Als ihr Partner nach der Vorschrift seiner Rolle in stürmisch hervorbrechender Zärtlichkeit und Glückseligkeit die Weinende in seine Arme riß und sie mit der ganzen Leidenschaft eines wirklichen Liebhabers

an seine Brust drückte, folgte Marie einem unbezwinglichen, inneren Antriebe und stieß ihn fast heftig zurück.

Ganz verdunst blickte ihr Rainer in das von wahrhaftigen Thränen überströmte Gesicht; dann aber schlug er mit der Hand auf den Tisch und rief so laut, daß alle auf der Bühne Anwesenden es notwendig hören mußten:

„Ja, mein Fräulein, wenn Sie glaubten, daß hier Komödie gespielt würde wie in einem Mädchenpensionat, so hätten Sie wahrhaftig nicht zum Theater gehen sollen! Wir wollen die Scene wiederholen; aber ich bitte Sie dringend, nun endlich etwas mehr aus sich herauszugehen, als es Ihnen bisher gefällig war.“

„Es ist unmöglich,“ sagte sie leise, „ich habe meine Kräfte überschätzt — ich kann dies nicht spielen.“

Die Stirn des Direktors fürchte sich tiefer; aber er schlug sofort einen sehr höflichen und sehr kalten Ton an:

„Sie können nicht?“ fragte er, die Arme über der Brust verschränkend. „Das ist sehr überraschend! Und warum können Sie nicht, mein Fräulein?“

„Ich vermag Ihnen den Grund nicht zu nennen; aber ich bitte Sie von ganzem Herzen: erlassen Sie es mir, heute abend aufzutreten!“

„Sie müssen eine seltsame Vorstellung von dem Geschäftsgange und von der Ordnung an einem Theater haben, daß Sie mir in letzter Stunde ein solches Ansinnen stellen können. Natürlich kann von solcher Erlaubniß nicht die Rede sein. Wir werden zu Ende probiren und Sie werden spielen, wie es Ihre Pflicht ist. Den Luxus derartiger Launen werden Sie sich vielleicht gestatten dürfen, wenn Sie einmal die erste Liebhaberin an einem Hoftheater sein werden.“

„Aber ich habe nicht mehr den Ehrgeiz, es zu werden,“ rief Marie, durch die gaffenden Gesichter der herzdrängenden Genossen aufs äußerste gepeinigt, in heller Verzweiflung. „Ich fühle es, daß ich keine Schauspielerin bin und daß ich es niemals sein werde! Sie haben kein Recht, das Unmögliche von mir zu fordern.“

Das Antlitz des berühmten Künstlers schien gleichsam zu erstarren in seiner eisernen Ruhe.

„Wir wollen doch sehen, mein Fräulein, ob ich nicht das Recht dazu habe. Ich empfehle Ihnen, nach Ihrer Heimkehr den von Ihnen unterschriebenen Vertrag durchzusehen.“

„Wenn Ihnen dieser Vertrag wirklich die Macht geben sollte, mich zu zwingen, so werden Sie aus Barmherzigkeit auf ihre Ausübung verzichten. Noch einmal beschwöre ich Sie: geben Sie mich frei!“

„Die Erkenntniß Ihrer Unfähigkeit kommt Ihnen leider zu spät. Sie werden sich erinnern, daß ich es an wohlgemeinten Warnungen nicht fehlen ließ, als Sie mich mit ebenso flehentlichen Bitten um Aufnahme in meine Gesellschaft bestürmten. Damals hatte ich herzlich wenig Lust, Ihnen zu willfahren; aber ich war leichtsinnig genug gewesen, auf dem Bazar mein Wort zu verpfänden, und die Welt weiß, was Konstantin Rainers Wort bedeutet. Nun habe ich mich wochenlang mit Ihnen abgemüht, Ihr Auftreten ist seit acht Tagen angekündigt, und ich muß unabänderlich darauf bestehen, daß Sie Ihren Verpflichtungen gewissenhaft nachkommen.“

Eine namenlose Bitterkeit quoll in Mariens Herzen auf, als sie daran dachte, wie ganz anders damals Rainer an ihrem Verkaufstische gesprochen hatte; aber sie fühlte doch, daß er in seinem Rechte sei, und sie war auch zu stolz, sich noch weiter durch nutzlose Bitten zu demüthigen.

„Gut,“ sagte sie, ihre Thränen trocknend und das gesenkte Köpfchen mit festem Entschluß erhebend, „ich werde heute abend spielen; doch ich fürchte, daß ich nicht die Kraft dazu haben werde, wenn diese Probe noch länger währen soll.“

Der Direktor zuckte mit den Achseln und sah auf seine Uhr. „Meinetwegen!“ warf er nachlässig hin. „Gehen Sie nach Haus und bemühen Sie sich, etwas ruhiger zu werden. In diesem Zustande würden Sie wohl ohnedies blutwenig lernen.“

Ohne sie zu grüßen, wandte er ihr den Rücken und ging davon. Die jugendliche Naive des Schillertheaters, welche Marie bisher keines Blickes gewürdigt hatte, eilte jetzt mit allen Anzeichen zärtlichster Theilnahme auf sie zu. Sie mochte wohl in der letzten Viertelstunde erkannt haben, daß von dieser Nebenbuhlerin keine Gefahr zu befürchten sei. Aber die brillantenge-

schmückte Hand, die sie ihr mit einem süßlich ermutigenden Wort entgegen streckte, blieb unberührt. Marie von Brendendorf dankte nur mit einem stummen Neigen des Köpfchens und verließ raschen Schrittes die halbdunkle Bühne.

Gedemüthigt und beschämt, mit niedergeschlagenen Augen, als dürfte sie niemand mehr gerade ins Antlitz sehen, eilte sie ihrer Wohnung zu. Wohl hatte sich ihre Erregung gesänftigt; aber die ruhigeren Erwägungen, denen sie jetzt Gehör geben mußte waren wenig geeignet, die trüben Schatten aus ihrer Seele zu verschleichen. Sie mußte ja dem Direktor fast Dank dafür wissen, daß er ihrer Bitte um eine sofortige Entlassung nicht Gehör gegeben hatte. Die bescheidene Geldsumme, mit welcher sie nach Berlin gekommen war und welche sie während der letzten Jahre fast unberührt erhalten hatte, war jetzt für den Mietzins und die Einrichtung ihrer kleinen Wohnung fast draufgegangen. Die von Rainer bewilligte Monatsgage, welche seiner eigenen Versicherung nach für eine Anfängerin außergewöhnlich hoch war, mußte fortan hinreichen, alle ihre Lebensbedürfnisse zu bestreiten. Ihr Fortfall würde sie in die peinlichste Nothlage versetzt haben; denn es stand unumstößlich fest in ihrem Herzen, daß sie ihres Bruders Bestand unter keinen Umständen annehmen dürfe.

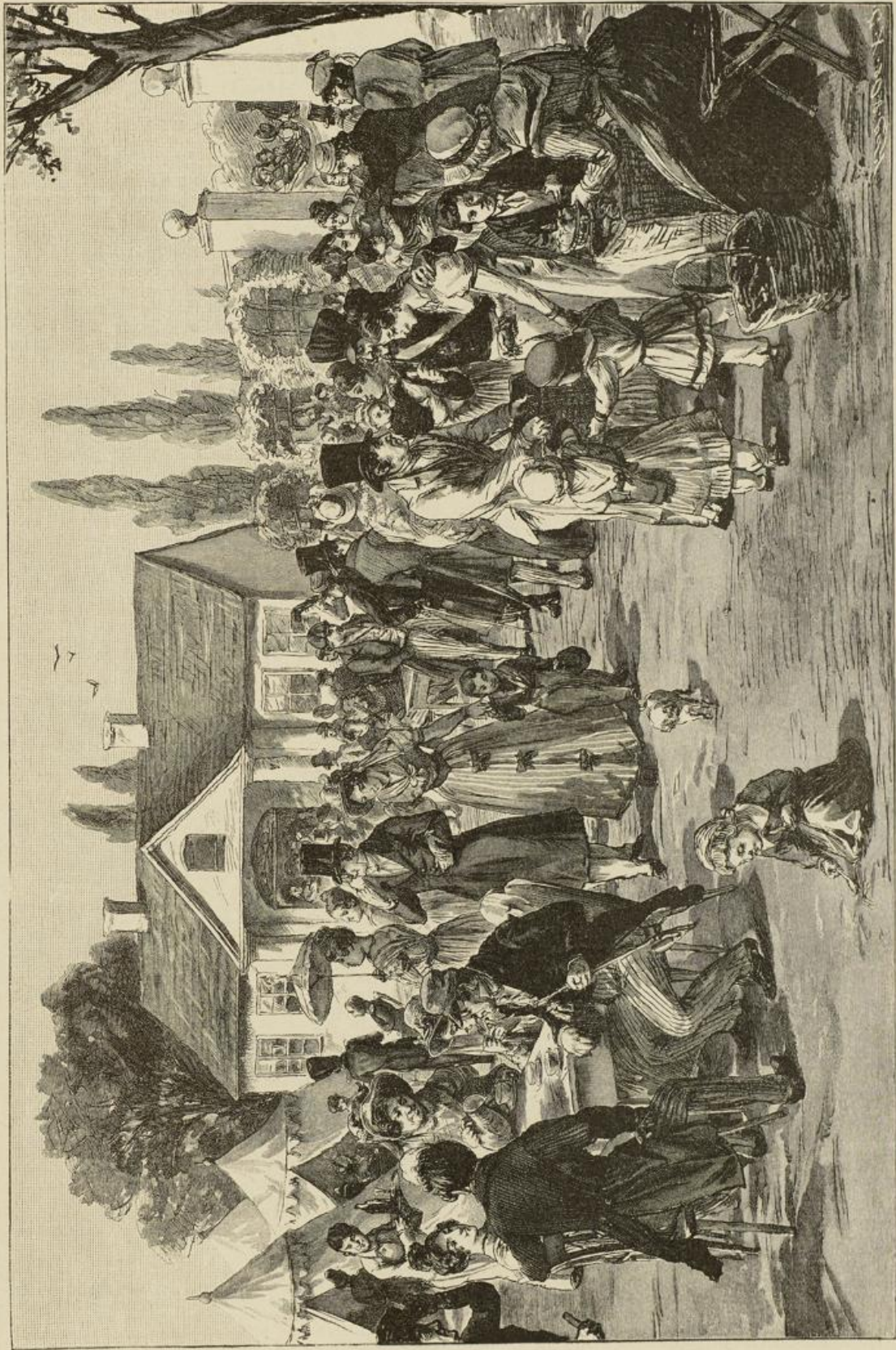
Sie fühlte sich tief unglücklich unter dem zermalnenden Druck dieser Erkenntniß. Alle ihre Rachegeanken waren ja längst verfliegen, und nur wie an etwas völlig Unbegreifliches erinnerte sie sich noch an ihren kurzen, thörichtesten Wahn, daß ihr an der Seite Engelberts von Brendendorf die Blume des Glückes erblühen könnte. Sie empfand das Ende des phantastischen Traumes jetzt viel mehr als eine Befreiung denn als eine Schmach, und um so schwerer mußte sie unter dem Bewußtsein leiden, sich freiwillig in eine Sklaverei begeben zu haben, die ihr nach den heutigen Erfahrungen fürchterlicher erschien als jede andere. Was bedeutete die schwerste und mühseligste Arbeit ums tägliche Brot neben dieser entwürdigenden Preisgebung ihrer Seele, neben diesem widerwärtigen Gaukelspiel mit den reinsten und heiligsten Empfindungen ihres Herzens!

Und als ob es nicht genug sei an den quälenden Vorwürfen ihres eigenen Gewissens, klangen ihr auf diesem Heimwege unaufhörlich Lothars warnende und bittende Worte im Ohre nach. Er wußte ja nicht, wie nahe daran er gewesen war, mit seiner treuherzig schlichten Verebtheit, mit der unwiderstehlichen Sprache seiner klaren, guten Augen all ihren trotigen Stolz zu brechen; er wußte ja nicht, welchen schweren Kampf sie bestanden hatte, um endlich doch noch die Kraft zu dem harten, abweisenden Wort zu finden, das ihn für immer aus ihrer Nähe verbannte!

Für immer! Jemand etwas in ihrer Brust krampfte sich mit herben, fast körperlichem Schmerz zusammen, wenn sie daran dachte, daß er nie mehr kommen würde, ihr seine Hand zu bieten, daß sie nie mehr den Klang seiner Stimme vernehmen würde, die ihr bei jenem letzten Besuche so mahnend ernst und doch so wunderbar warm in das Herz gedrungen war. Sie konnte es nicht bereuen, ihn vertrieben zu haben, denn sie hatte ja nur gethan, was — wie sie meinte — eine grausame, unabweisliche Pflicht ihr gebot. Nur daran durfte sie nicht denken, daß ihn auf ihrer Schwelle eines Meuchelmörders Waffe getroffen und daß sie diesen Glenden ihren Freund genannt hatte! Daß Lothar ihr grollte, sie mußte es ja ertragen; aber daß er sie nun sicherlich von Grund seiner Seele verachtete, das war die martervollste von allen Qualen, welche sie in diesen unglückseligen Tagen bestürmten. Wie zu ihrer eigenen Peinigung bemühte sie sich jetzt, jedes seiner Worte in ihrem Gedächtniß wachzurufen. Jetzt glaubte sie an seine Uneigennützigkeit und Wahrhaftigkeit, jetzt, da es zu spät war, es ihm zu sagen, jetzt, da es keine Brücke mehr gab über den gähnenden Abgrund, der sie von ihm trennte! —

Todmüde und mit heftig schmerzenden Schläfen erreichte Marie ihre Wohnung. Die stumpfe Gleichgültigkeit in dem häßlichen Gesicht der Aufwärterin berührte sie fast wie eine Wohlthat. Diese wenigstens wußte nichts von ihrer Erniedrigung und nichts von der brennenden Scham, mit welcher das Bewußtsein jener Erniedrigung ihre ganze Seele erfüllte.

„Ich habe da draußen auf dem Gange soeben einen komischen Hund gemacht, Fräulein,“ rief die Frau, welche es in ihrem Stumpf Sinn nicht beachtet hatte, daß Marie wie gebrochen auf das Sofa niedergefunken war; „der Himmel mag wissen, wie sich das Ding da hinter den Schrank verirrt hat!“



Leipziger Sommergartenleben zu Großposters Zeilen.
Zeichnung von H. Langhammer.

Ohne Theilnahme erhob Marie den Kopf. Sie sah, daß es ein kleines, anscheinend sehr altes Bild war, was die Aufwärterin in der Hand hielt, und sie gab sich nicht die Mühe, es genauer zu betrachten.

„Der vorige Mieter der Wohnung wird es vergessen haben, Frau Pabler,“ sagte sie müde, „wir wollen uns später bemühen, seine Adresse zu erfahren, damit es ihm zurückgegeben werden kann.“

„Na ja, ich stelle es einstweilen hier vor den Spiegel. Staat könnten wir ohnedies nicht damit machen. Es war lose in alles zerrissenes Papier gewickelt; ich habe es zwar schon sauber abgefeilt; aber es bleibt darum doch eine schenßliche alte Schmiererei.“

Sie ging hinaus, und Marie hörte wie im Traum, daß sie draußen in der Küche geräuschvoll mit Tellern und Gläsern wirtschaftete. Nicht ein erquickender Schlummer, doch etwas wie eine stumpfe Betäubung legte sich allgemach auf ihre Sinne, und auch das that ihr wohl. Denn es brachte doch immerhin, was sie jetzt am meisten ersehnte: Empfindungslosigkeit und Vergessen!

Sie wußte nicht, wie lange sie so geessen hatte, als plötzlich ein ungewöhnlich lauter und schriller Klang der Wohnungsglocke dem dämmernden Traumzustande ihres Geistes ein Ende machte. Brummend schlürfte die Aufwärterin über den Gang nach vorn, um zu öffnen. Ein kurzer Wortwechsel, der nicht länger währte als eine halbe Minute, ließ sich vernehmen; dann wurde die Thür des Zimmers ungestüm aufgestoßen, und eine schlotternde Gestalt, deren gräßlich verzerrtes Antlitz kaum noch etwas Menschliches hatte, fürzte mit erhobenen Armen vor Marie in die Kniee.

„Heilige Madonna, sei mir gnädig!“ rang es sich heiser und leuchtend von den leichenhaften Lippen. „Bitte für mich — bete für mich — breite Deine Arme über mich, wenn die schwarzen Teufel kommen und mich packen wollen! — Sieh, ich habe es Dir dargebracht, Dein Bild, Dein göttliches Bild! — Mit Ge-

fahr meines Lebens habe ich es ihnen entrißen, für Dich — für Dich! — Ich habe Dich ja erkannt in Deiner Bekleidung und ich lache über die Verblendeten, die den himmlischen Glanz nicht sehen um Dein göttliches Haupt. Und die Rosen — hier sind sie — da — dort — überall! Heilige Madonna im Rosenhag, nimm mich in Deinen Schutz!“

Sein Oberkörper neigte sich vornüber und seine Stirn schlug dumpf auf den Fußboden auf.

„Allmächtiger Gott, ein Verrückter!“ schrie die Aufwärterin, welche bis dahin sprachlos auf der Schwelle der offenen Thür gestanden hatte. „Kommen Sie, Fräulein, kommen Sie, wir holen die Polizei!“

Aber Marie rührte sich nicht. Auch sie war durch das Entsetzen gelähmt worden beim Anblick des Unseligen, der den unbegreiflichen Muth hatte, sich noch einmal in ihre Nähe zu drängen, auch sie hatte beim Beginn seiner wirren Rede das Verlangen gehabt, zu entfliehen und um Hilfe zu rufen. Doch das besammernswürdige Aussehen des Unglücklichen, der unbeschreiblich angstvolle, lebende Blick seiner tief eingesunkenen Augen hatte ihr die Lippen verstopfen. Und nun wurde das Mitleid in ihrer Seele mächtiger als die Furcht.

„Rein, Frau Pabler,“ sagte sie, „wir brauchen die Polizei nicht, wir brauchen nur einen Arzt. Ich kenne diesen Herrn und weiß, daß ich nichts von ihm zu befürchten habe. Er ist nicht wahnsinnig, aber er ist sicherlich schwer krank. Darum eilen Sie, uns eine ärztliche Hilfe zu beschaffen!“

„Und Sie wollen unterdessen mit ihm allein bleiben? Ach, Du lieber Gott, Fräulein, was haben Sie für Muth! Das thäte ich nie und nimmermehr!“

„Aber so gehen Sie doch!“ drängte Marie. „Je schneller Sie zurückkehren, desto eher wird diese entsetzliche Lage ein Ende haben!“

(Fortsetzung folgt.)

Neue Aussichten für die Luftschiffahrt.

Abdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Von Dr. H. J. Klein.

Hundert Jahre sind vergangen, seit zum ersten Male ein Mensch sich in die Lüfte erhob — dennoch befindet sich die sogenannte Luftschiffahrt noch immer im Zustande der Kindheit. Ueber uns breitet sich der schrankenlose Lufthocean aus, freier als das Meer, zugänglich zu jeder Zeit und durchschnitten von zahllosen lebenden Wesen; aber das Vorbild, welches uns die Natur zur Beherrschung des Luftraums im fliegenden Vogel gegeben hat, konnte vom Menschen bis jetzt nicht nachgeahmt werden, ja selbst die Mechanik des Vogelstuges war lange genug völlig dunkel. Unsere heutige Luftschiffahrt hat sich nicht den Vogel zum Vorbilde genommen, sondern den Fisch; der Zufall, welcher die Gebrüder Montgolfier auf die Verwendung eines mit warmer, leichter Luft angefüllten Ballons brachte, blieb Herrscher, denn alle späteren Versuche klammerten sich an die Form des Ballons.

Indessen giebt es eine gewichtige Thatsache, welche beweist, daß der Mensch sich hiermit schwerlich auf dem richtigen Wege befindet. Die Natur nämlich, die große Lehrmeisterin, in deren Anordnungen sich allenthalben ein dem untrigen unendlich überlegener Verstand, ja eine göttliche Weisheit ausdrückt, hat für die Geschöpfe der Luft die Schwimmblase nicht gewählt, sondern lehrt nur den Thieren des Wassers verleben. Dies ist ein deutlicher Fingerzeig, welcher uns belehrt, daß diese Blase — also auch der mit leichtem Gase gefüllte Ballon — für die Bewegung durch die Luft ungeeignet ist und unter allen Umständen verworfen werden muß. Ob wir die Gründe für dieses Ungeeignetheit sämmtlich kennen oder nicht, ist völlig Nebensache, der Umstand, daß die Natur das Prinzip des Ballons bei den Thieren der Luft nicht angewendet hat, ist ein ganz ausreichender Beweis dafür, daß dasselbe hier ungeeignet ist. Will man also in Bezug auf die Luftschiffahrt zu wirklichen Fortschritten gelangen, so muß man zur Natur zurückkehren und den Vogelstug studieren. Der fliegende Vogel lehrt uns, daß es möglich ist, das Lufthocean ebenso vollkommen zu beherrschen wie den Wasserhocean. Unsere Flüß- und Seeschiffe sind nichts anderes als mehr oder weniger unvollkommene Nachahmungen des Gesekes, welches dem Van des Fisches zu Grunde liegt; unsere Luftschiffe müssen ihr Vorbild im fliegenden Vogel suchen. Diese einfache Wahrheit ist in der That auch schon ausgesprochen worden, ja, man braucht nicht auf die alte Sage von dem Griechen Dädalus zurückzugreifen, um Leute zu treffen, welche es unternommen haben, mit künstlichen Flügeln zu fliegen. Der Erfolg war bis jetzt freilich immer ein klägliches, allein, so darf man fragen, wie viele Menschen mögen wohl im Wasser umgekommen sein, ehe es dem ersten gelang, schwimmend über einen Strom zu gehen?

Aus jüngerer Zeit ist unter den Flugkünstlern der Belgier de Groof zu nennen, der vor ungefähr 16 Jahren in England Versuche anstellte. Nach dem Vorbilde der Fledermans hatte er zwei riesige Flügel von 37 Fuß Länge und 4 Fuß Breite angefertigt, außerdem noch einen 18 Fuß langen Schweif, und das Ganze war so angebracht, daß de Groof Flügel und Schweif mit Hilfe eines Trittbrettes bewegen konnte. Von dem Luftschiffer Simmons ließ er sich, an einem langen Seile befestigt,

mit emporkommen und fuhr aus mehreren hundert Fuß Höhe bequemer und sicher zur Erde herab. Durch diesen Versuch läßt sich gemacht, unternahm der Mann einen zweiten Flug in ähnlicher Weise, wobei er zerquetscht herabstürzte. Dieser üble Ausgang kann nicht Wunder nehmen, denn jede neue Erfindung zeigt in ihrer ersten Ausführung Mängel — bei dem Luftstuge bedeutet aber jeder Mißerfolg den Tod desjenigen, der das Wagemuth unternommen hat.

Der erste, welcher sich wissenschaftlich mit den Bedingungen des Fliegens beschäftigte, ist der neapolitanische Professor Borelli gewesen, von dem im Jahre 1680 zu Rom ein für die damalige Zeit vortreffliches Werk „Ueber die Bewegung der Thiere“ erschien. Er erklärte den Flug für eine zusammengesetzte Bewegung aus schnell wiederholten Schüben durch die Luft; ein Fliegen des Menschen hält er für völlig unmöglich, weil es demselben an den dazu nöthigen Brustmuskeln mangelte.

Eine fernere wichtige Unteruchung über das Fliegen stellte 1799 der berühmte Mathematiker Nicoloas Fus in Petersburg an. Aus derselben ergab sich, daß ein kräftiger Flieger, der nur sein eigenes Gewicht zu tragen hat, wohl imstande ist, durch die bloße Kraft seiner Flügel mit immer größerer Schnelligkeit sich zu einer bedeutenden Höhe zu erheben, sowie daß ihm nach einem anhaltenden und lebhaften Flügelschlage Geschwindigkeit genug übrig bleibt, um auch ohne sichtbare Bewegung der Flügel eine Zeitlang waagrecht in der Luft fortzuschweben.

Später hat J. J. Redell die Forschungen über den Vogelstug fortgesetzt und nachgewiesen, wie die Geschwindigkeit und Steigkraft des Vogels von der Schnelligkeit des Flügelschlages und der Größe des Schlagwinkels abhängt. Praktischen Erfolg haben jedoch alle diese Untersuchungen nicht gehabt, weil man sich stets in der Ausführung an den Grundhaz hielt, die todte Last durch die Steigkraft eines mit leichtem Gase angefüllten Ballons tragen zu lassen. Zur Fortbewegung des Ganzen in waagrecht Richtung hat man sich dann in neuester Zeit einer Luftschraube bedient, die durch einen elektrischen Motor in Umdrehung versetzt wurde. Das berühmteste „steuerbare“ Luftschiff dieser Art ist der von den Franzosen Renard und Krebs erbaute Ballon, welcher mit einer Geschwindigkeit von 6 Metern in der Sekunde die Atmosphäre durchschneidet oder richtiger für kurze Zeit durchstößt.

Bei dieser Lage der Dinge kommt nun ein ausgezeichnete Mathematiker, Professor von Miller-Haunfels, mit neuen Untersuchungen über das Fliegen und bezeichnet in seiner Schrift „Der mühelose Segelflug der Vögel und die segelnde Luftschiffahrt als Endziel hundertjähriger Strebens“ das mit Segeln und Luftflügeln verfehene, weiter unten beschriebene Luftschiff als das wohlfeilste und beste Mittel zum Schnellverkehre von Personen und Gütern. Dieser Ausbruch ist ein sehr weittragender, und Professor v. Miller ist sich dessen wohl bewußt. Er stützt sich indessen auf physikalisch-mathematische Untersuchungen des Vogelstuges, die ihn zu dem Ergebnisse führten, daß beim Segelflug der Vögel gar keine Schwerearbeit geleistet wird und deshalb die genaue

Nachahmung dieser Flugart der segelnden Luftschiffahrt für den Verkehr im großen den Sieg über alle andern Ideen und Versuche, solchen innerhalb unserer Atmosphäre anzubahnen, sichern muß, besonders da die Theorie keine Grenze bezüglich der zu fördernden Lasten setzt.

Freilich zeigen unsre Vögel im ganzen nur eine bescheidene Größe, und man könnte den Einwurf machen, daß ja die Natur bei den großen Geiern offenbar schon an der Grenze des Möglichen angelangt sei und der schwerere Strauß keine Flügel gar nicht zum Fliegen gebrauche. Dieser Einwurf ist ohne allen Zweifel ein sehr gewichtiger, dem gegenüber theoretische Gegengründe leicht genug wiegen dürften. Aber es ist sehr wahrscheinlich, daß die Grenzen für die Größenverhältnisse in der Vogelwelt nicht deshalb verhältnismäßig so eng gezogen sind, weil darüber hinaus die mechanischen Bedingungen des Fluges sich ungünstiger gestalten, sondern nur, weil alsdann infolge der notwendig werdenden großen Flügelflächen die betreffende Thiere nicht leicht passende Schlupfwinkel und nur schwer genügende Nahrung finden würden. In einer früheren Entwicklungsperiode der Erde wurde in der That die Luft von wahren Ungeheuern durchschwirrt, deren versteinerte Reste die Paläontologie beschreibt.

Auf Grund seiner Untersuchungen kommt Professor v. Miller-Hauenfels zu einer Reihe von Folgerungen bezüglich des Kunstfluges mit Maschinen, die sehr bemerkenswerth sind. Zunächst betont er, daß der Mensch immer, der Segelvogel den größten Theil seiner Zeit auf die feste Erde angewiesen ist, daher müsse sich jener für Luftfahrten so einrichten wie dieser, d. h. er müsse ein Fahrzeug wählen, welches schwerer ist als die verdünnte Luft. „Das langdauernde Verweilen dieser einfachen Wahrheit“, sagt er, „und der überaus langsame Durchbruch, welcher ihr leider anhaftet, weil man bis in die neueste Zeit dem unglücklichen Wahne huldigte, ausschließlich nur der Ballon mit Auftrieb habe für den Menschen das Geschäft des Vogels zu lösen, tragen die Schuld, daß die Luftschiffahrt während einer Zeit, wo Industrie und Verkehr wahrhaft reißende Fortschritte machten, ein Jahrhundert lang fast auf dem gleichen Standpunkte stehen blieb. Man über sah eben, daß der Ballon mit Auftrieb ganz andere Aufgaben habe, als größere Nutzlasten in beträchtliche Höhen zu tragen. Es ist allerdings recht gut erdacht und sehr verlockend, einen mit leichtem Gase gefüllten Ballon mit dem Luftfahrzeug derauf in Verbindung zu bringen, daß die todte Last nahezu oder gänzlich aufgehoben und die zu befördernde oder Nutzlast zugleich als die für den Segelflug selbst notwendige Belastung ausgenützt wird. Allein werfen wir wieder einen Blick auf die Vorbilder in der Natur, die stets unsere Lehrmeisterin bleiben soll, weil aus ihren Einrichtungen und Erzeugnissen überall die höchste Weisheit herausleuchtet! Wäre den Segelvögeln eine ähnliche, mit einem dünneren Medium als die Luft erfüllte Kiste mungänglich notwendig, so hätte sie die Natur gewiß damit ausgestattet. Deshalb glaube ich, daß die Bestrebungen, die Luftschiffahrt für den Großverkehr umzugestalten, in dem gänzlichen Verzicht desselben auf den Ballon gipfeln werden.“

Was den Einzelflug anbelangt, so glaubt Prof. v. Miller-Hauenfels, daß derselbe niemals größere Bedeutung gewinnen und höchstens einmal

als Sport dienen werde. Ohne sich hierbei lange aufzuhalten, giebt er den Entwurf eines Luftschiffes ohne Ballon, welches statt dessen wagrecht stehende Segel sowie Luftflügel (Luftschrauben) besitzt, die durch eine Dampfmaschine getrieben werden. Wegen der Einzelheiten muß ich den Leser auf die Schrift von Miller-Hauenfels verweisen, da dieselben hier schwer auseinanderzusetzen wären; es möge nur hervorgehoben werden, daß ein Luftschiff der in Rede stehenden Art nach der Berechnung seines Erfinders für 25 Personen eine Segelfläche von 29 Metern Länge und Spannweite, ein solches für 10 Personen ein Flugdach von 18½ Metern Länge und Spannweite erfordert. Der Berechner ist in seinen Vorschlägen sehr behutsam; wohl ist er von der Richtigkeit seiner rechnungsmäßigen Entwicklungen überzeugt und sagt selbst: „Die Sache ist vollkommen reif für die Versuche, und da die Hilfsmittel der Wissenschaft, wenn sie echte Ware und nicht Kalb sind, nicht trügen können, so wird sie es auch bald für die Ausführung sein“; aber er meint dennoch, daß die Proben zunächst an einem gut gehenden Modelle ausgeführt werden sollten, an welchen man auf Grund der gemachten Wahrnehmungen so lange Abänderungen zu treffen hätte, bis dessen Flug tadellos erscheine. Die ganze Maschinerie, die man wohl als einen steigenden Drachen bezeichnen kann, ist übrigens nicht imstande, von der ebenen Erde aufzusteigen, sondern muß von einer Höhe, die einen steilen Abfall besitzt, ihren Anfang nehmen, an einer ähnlichen Höhe muß sie landen. Das macht wohl die Versuche etwas kostspielig, ist aber für die Ausführung kein zu großes Hinderniß, so wenig ein solches bei der Dampfmaschinenfahrt dadurch entsteht, daß man von einer Brücke aus oder im Kahn beim Schiffe anlegen muß, oder solches bei der Eisenbahn darin zu finden ist, daß der Dampfzug nicht jeden Reisenden unmittelbar vor dessen Hausthür absetzt. „Alles in allem genommen“, sagt v. Miller-Hauenfels, „kann man sich wohl kaum der Ueberzeugung verschließen, daß wir hier vor einem Beförderungsmittel stehen, welches, was die Schnelligkeit betrifft (20 bis 30 Meter in der Sekunde), ja selbst in ökonomischer Beziehung und gerade in dieser, dem Eisenbahverkehr und der Wasserchiffahrt ernstlich Konkurrenz zu machen angethan ist. Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß man einst mit Benutzung pelagischer Inseln für Brennstoffvorräthe den Ocean wohlfeiler und schneller überfliegen als durchschiffen werde.“

Das sind weitte Aussichten, und Prof. v. Miller verheißt sich nicht, daß die Schmitter für die reife Saat säubern werden, daß allerdings zuletzt die Wahrheit siegen, aber der Verlauf der gewöhnliche sein dürfte: zuerst Aehselzuden über den lächerlichen Phantasten, der dem Adler gleich die Luft durchsegeln wolle, und zuletzt Bewunderung irgend eines Ausländers, der die Sache in Schwung bringen werde. Dessen wir, daß sich diese Annahmen nicht bewahrheiten, sondern daß sich auch unter uns Deutschen Leute finden, welche zur Erprobung des Miller-Hauenfelschen Gedankens hilfreiche Hand bieten. Das ist auch der Grund, weshalb ich die Ausführungen des gelehrten Graser Mathematikers, so weit dies in allgemein verständlicher Form geschehen konnte, dem großen Leserkreise dieses Blattes vorzuführen unternahm. Natürlich kommt alles auf die Ausführung an, dem wenn irgend wo, so gilt für das Gebiet der Luftschiffahrt die alte Wahrheit: „Probiren geht über Studiren!“

Blätter und Blüthen.

Heinrich Kruses „Seegeschichten“ haben seinerzeit durch Frische, Lebenswahrheit und eine Marinemalerei, welche sich von allen grell aufgetragenen Farben fernhielt, vielen Beifall gefunden. Auch die „Gartenlaube“ brachte zwei dieser Seegeschichten, „Das große Schiff“ und „Die Springstange“ im Jahrgang 1872. Neuerdings ist eine zweite Sammlung dieser kleinen Dichtungen (Stuttgart, Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger) erschienen, welche alle Vorzüge der ersten zeigt. Der Dichter hat sich für seine naive anschauliche Darstellung den alten Homer zum Muster genommen; nirgends wird seine Muse überhörendlich, wenn sie auch Sturm und Meer noch so unheimlich toben läßt; überall genügt ihr der einfachste, aber bezeichnendste Ausdruck. Nur jetzt sie oft kräftige Lichter auf, wie sie dem Meeresthurm zu Gebote stehen, der sich in ihrem neuen Meerwesen und in den Seegeschichten eines Matrosen und seiner Nachahmer entwickelt hat. Ueberall zeigt sich die genaueste Kenntniß der Schifffahrt und aller ihrer Umstände, welche indes nie gewaltig herbeigezerrt werden, sondern nur gelegentlich dazu dienen, der Darstellung lebhaftere Farbe zu geben.

Die umfangreichste dieser Seegeschichten ist „Der Kalifornier“; sie umfaßt ein abenteuerlich buntes Leben diesseit und jenseit des Ozeans; sie beginnt mit der Schilderung eines Schiffbruchs, den ein prächtiges amerikanisches Schiff, die „Cornelia“, erlebte; ein reicher Kaufmann in Boston hatte es gebaut und zu Ehren seiner bräutlichen Tochter „Cornelia“ genannt.

„Alles vom Besten!“ so hieß für den Schiffsbaumeister die Weisung. Zwei Jahr' wurde gelopft und gehämmert am mächtigen Schiffe, welches, ein Wunder der Werk, da stand auf dem Stapel, bis daß es Endlich die Taufe bekam von der bräutlichen Tochter des Meeres, Die „Cornelia“ rief, am Auge die Flasche zerklüppelnd, Und so lief maieftätsch der Aunypf in die schäumenden Wogen, Bald auch waren die Masten gefest, und man schmückte das Schiff aus So sorgfältig, als ob die „Cornelia“ selber die Frau sei. Hättet Ihr doch es gefehlt, noch eh' es die Wogen zerstückelten! Eine Kajüte, so groß, wie bei Wilms im Dorie der Tanzsaal, Strahlend von Marmor und Spiegel und Gold.“

Das Schiff, vom Ganges glücklich zurückgeführt, scheiterte, als der Poise sich schon ganz gebergen wählte und schlummerte, auf der Meede von Spiekerogee:

„Tiefer und tiefer schon grub in den Sand sich der mächtige Kiel ein, Auf ihn drückte nicht nur die gewaltige Last der Fregatte, Sondern die Ladung zugleich, und das Wasser begann schon zu futen.

„Schiff und Ladung verloren!“ so dachte der Poise mit Seufzen, Und schon stürmt der Kap'tän auf Deck: „Auswerfen die Ladung!“ Kreischt er verzweifelt. Man wirft auch Ballen auf Ballen geschäftig Ueber den Bord, doch ohne das richtige Schiff zu erleichtern; Denn schon tracht es und neigt sich und schwant mit den ragenden Masten

Und schlägt hin und her auf dem wohlgekupferten Riele. Masten geklappt! Kommandirt der Kap'tän. Drei mächtige Föhren Waren zusammengefügt zum Bau der gigantischen Masten. Unter den Hieben der Art tracht endlich zusammen der Großmast Und ihm folgen dann bald mit geringerer Mühe die andern. Alles verucht der Kap'tän, was nur ein erfahrener Seemann Thun kann, um sich zu retten, doch alles ist völlig vergebens. Siehe, da rennt der Kap'tän, Mitreeder des Schiffes, schon lange Sprachlos fast vor Wuth und Verzweiflung, in seine Kajüte Und kommt wieder herauf wahnwitzigen Blickes. Er hatte Einen Revolver in jeglicher Hand. So sucht er den Poisen. Wo, wo steht er, der Hund? Ich schließ' ihn nieder!“ so rief er. Und wild lief er umher, und zitternd verdrock sich der Poise Hinter den Ballen von Reis, die grade geholt aus dem Raume; Aber man fiel zum Glück dem Kap'tän in die Arme von hinten, Und mein Poise, von Furcht vor dem Tod und von Angst des Gewissens Leblos fast, ließ nun nicht länger sich halten im Schiffe, Sprang vom Deck und kam mit Schwimmen und Waten ans Ufer.“

Gleiche Anschaulichkeit, wie die Schilderung dieses Schiffbruchs, welche wir als Probe mittheilen, zeigt die Erzählung der Abenteuer des Kaliforniers zu See und Land, besonders in dem Goldland am fernem Ocean. In den Paradiesesgefilen des geeigneten Strandes von „Ablaide“ spielt die Erzählung, welche diesen Namen trägt; sie giebt uns ein Bild von der graulichen Menschenaagd britischer Kolonisten und der furchtbaren Mache der Wilden. „Das Milchmann“ erzählt uns von der Heldenthat eines jungen Seeräders, welcher wegen seiner Frömmigkeit und aufscheinenden Schüchternheit diesen Namen führt; „Azel und Frieda“ ist eine Liebesidylle auf einer Robinsonfahrt, die mit warmen Farben geschildert ist. Unter den übrigen Seegeschichten findet sich manches Anekdotenhafte; auch begegnen wir ein paar kleinen Erzählungen, die mit der See nichts zu thun haben, einer drolligen Legende und ein paar schmürriigen Schulgeschichten; doch alles ist wahr, natürlich, dem Leben entnommen und mit gesundem Humor dargestellt.

Leipziger Sommergartenleben zu Großvaters Zeiten. (Zu dem Bilde S. 545.) Leipzig vor siebzig Jahren mit etwa 40000 Einwohnern und das heutige Leipzig mit einer Bevölkerung von mehr als dreimalhunderttausend Menschen — welche Gegensätze! Und doch war das damalige Leipzig nicht minder berühmt als das heutige. Seine Lage und seine geschichtliche Bedeutung, sein Handel und seine Universität, seine feingebildeten, aber thatkräftigen Bürger und seine schönen Frauen hatten ihm einen Ruf verliehen, der weit über Deutschlands Grenzen hinausging. Als eine besondere Zierde dieses alten Leipzigs aber galten die vielen schönen Gärten, die ihm mit Recht den Namen einer Gartenstadt eintrugen und auf welche die reichen Handelsherren mit hoher Befriedigung blickten. Einer derselben, der Bofesche (später Reimerische) Garten — die jetzige Königsstraße ist darauf erwachsen — begeisterte sogar einen Dichter zu den Versen:

„Mein Liebchen ist wie Bofens Garten,
Ein auserles'nes Blumenfeld,
Das hier und da viel tausend Arten
Vollkommener Schönheit in sich hält,
Ein Auszug vieler Seltenheiten,
Ein Meisterstück von Artigkeiten.“

Das Kriegsjahr 1813 hatte nur vorübergehend die Pracht dieser Gärten schädigen können. Reichenbachs (später Gerhards) Garten, Lohrs (später Keils) Garten, Breiters Wintergarten zc. gewannen wieder europäische Berühmtheit. Manche dieser Privatgärten waren im Laufe der Zeit in öffentliche Gärten umgewandelt worden, in deren Wirthschaften sich die Leipziger nach Herzenslust vergnügten.

Wie es in einem solchen Garten vor etwa siebzig Jahren aussah, das zeigt uns deutlich unser Bild. Schattige Lauben, in denen kleine Gesellschaften, ungestört von den übrigen, traulich beieinander sitzen konnten, waren in Menge vorhanden, so im „Großen Kuchengarten“, den einst Goethe besungen hatte, auf der „Fünfenburg“, wo früher das Friseursteden abgehalten wurde und auf deren vorderer Wiese sich 1823 der berühmte Seltzänger Kolter zuerst sehen ließ.

Dort trank man auch die berühmte Gose. Sonst begnügte man sich mit Weißbier und dunkeln einfachen Bier, dem sogenannten „Kasser“; aber Ende der zwanziger Jahre wurden bereits die ersten Lagerbiere, namentlich Lükschener, verschenkt, und bald nachher gab es sogar „Bayerisches Bier“, das aus Nürnberg eingeführt wurde. Kinder und Frauen liebten das einfache Bier mit „Müsil“, d. h. mit geriebenem Brod und Zucker. Der Sandwerkerstand erlustigte sich im „Koschdörchen“ und in der „Alten Burg“, die gewöhnlich die „Blaue Mütze“ genannt wurde, weil der Wirth stets eine blaue Mütze trug und eine solche auch am Eingange seines Anwesens aufhing, zum Zeichen, daß an dem betreffenden Tage Konzert stattfände.

Nicht selten verkehrten auch Studenten dort und dann gab es öfters eine regelrechte Prügelei. In Schiegnitzs (später Kupfers) Kaffeegarten, sowie in Rudolphs Garten verkehrte gewählteres Publikum. Hier ließen auch öfters Prager Musikanten ihre heiteren Weisen erklingen. Vornehmere Konzerte fanden im „Kuchengarten“ und Donnerstags im „Hotel de Prusse“ statt.

Das Rosenthal, das früher vom feineren Publikum weniger besucht wurde, kam auch mehr und mehr in Aufnahme. Gleich am Eingange, wo sich jetzt das Restaurant Bonorand befindet, war eine Bude, in der man im Sommer schon früh um 4 Uhr Thee, Kaffee, Chokolade, Gefrorenes zc. bekommen konnte. Die Wirthin der „Eisbude“ hieß im Volksmunde die „Kaltte Madam“, bei ihr veranmelte sich die feine Welt. Im Frühjahr 1824 erhielt sie einen Nebenbuhler in dem Schweizerbäder Knecht, dem der Rath erlaubte, eine zweite Eisbude, das „Schweizerhütchen“ während des Sommers einzurichten. Ein Jahrzehnt später begann man das Rosenthal allmählich zu dem schönen Parke umzugestalten, der heute der Stolz aller Leipziger ist.

Die großen Leipziger Gärten haben der Neuzeit zum Opfer fallen müssen. Prachtvolle Spazierwege gieren aber jetzt die Stadt, und außer dem Rosenthaie hat man die schönen Laubwälder von Leipzigs Umgegend in reizende Parkanlagen verwandelt, dem gegenwärtigen Geschlecht zu Nutz und Frommen. Mag immerhin das Alte hürzen, wenn Besseres an seine Stelle tritt!

Inhalt: Ein Mann. Roman von Hermann Heiberg (S. Fortsetzung). S. 533. — Zur 75jährigen Jubelfeier der deutschen Gerichtsbarkeit. Von Georg Winter (Schluß). S. 536. Mit Bildnissen S. 538 und 540. — Zur Galerie. Bild. S. 537. — Mezingen und die Karschlucht. Von Karl Born. S. 541. Mit Abbildungen S. 533 u. 541. — Madonna im Rosenb. Roman von Reinhold Erdmann (Fortsetzung). S. 543. — Leipziger Sommergartenleben zu Großvaters Zeiten. Bild. S. 545. — Neue Ansichten für die Luftschiffahrt. Von Dr. G. A. Klein. S. 546. — Blätter und Blüthen: Detrich Krüds Seegeschichten. S. 547. — Leipziger Sommergartenleben zu Großvaters Zeiten. S. 548 (Zu dem Bilde S. 545). — Ein Denkmal Victor Hugos. S. 548. — Zur Galerie. S. 548. (Zu dem Bilde S. 537). — Kleiner Briefkasten. S. 548.

Ein Denkmal Victor Hugos. Die deutsche Pietät ist am thätigsten, wenn es gilt, die Todten zu ehren. In Frankreich ist das Gegentheil der Fall. Kein Dichter ist bei Lebzeiten so gefeiert worden wie Victor Hugo; dem „größten aller Menschen“ wollte man ein Denkmal errichten, das seiner letzten Größe würdig sein sollte. Bald nach seiner mehr als fünfzigjährigen Leichenfeier begann man eine Sammlung für dies Monument und es kamen auch bald 100000 Franken ein; doch dann gerieth die Sammlung ins Stocken. Von böser Bedeutung für sie war es, daß eine Victor Hugo-Ausstellung im Hause des verstorbenen Dichters während der großen Weltausstellung trotz der wohlfeilsten Eintrittspreise Bankrott machte. Die Summe für das Denkmal wurde um 10000 Franken vermehrt durch den Ertrag der nach dem Tode verkauften Werke des Dichters. Doch das reicht noch lange nicht für ein würdiges Denkmal, dessen Sockel mit bronzenen Sinnbildern geschmückt werden soll. Der billigste Kostenausschlag beläuft sich auf 200000 Franken und noch ist keine Aussicht, daß diese Summe zusammenkommt. Das bewegliche Volk der Franzosen scheint sehr vergeßlich zu sein!

Zur Galerie. (Zu dem Bilde S. 537.) Ja, so ein Sonntagvergnügen will verdient sein! Nicht bloß das nöthige Kleingeld dazu, nein, auch das Vergnügen selbst verlangt manchen Schweißtropfen, und vollends der gütliche Vater, der seinen Kindern auch ihren Antheil an der gefelligen Erholung gönnen will, muß sich mit einem ausgiebigen Vorrath von Selbstlosigkeit und Opfernuth wappnen.

Da freigen sie die schöne breite Treppe zum Festsaal herauf, der wadere Schlächtermeister und seine bessere Hälfte, und damit's dahem nicht ohne mütterliche Aufsicht bleibe, haben sie auch das dreijährige Töchterchen gleich in das Konzert mitgenommen. Freilich, es ging ein bißchen langsam, als die kleinen Kinderfüßchen eine der schönen breiten Granitstufen um die andere erkletterten sollten, und es waren der Stufen so viele! „Heinrich, trag sie!“ lautet darum die kurze Entscheidung der stattlichen Gattin, die sich natürlich in ihrem schönen Sonntagsgewand mit derlei „staatsgefährlichen“ Unternehmungen nicht befassen kann.

Und der getreue Heinrich, der an seinem eigenen Gewicht gerade genug zu tragen hätte, fügt sich vielleicht mit innerem, jedenfalls aber ohne äußeres Widerstreben in das Unabänderliche und nimmt den kleinen Familienstolz kurzweg unter den Arm, ohne auf dessen Erziehung zu förderlicher Kunst in Haltung und Bewegung allzuviel Rücksicht zu nehmen. Im Augenblick hat unter seiner tropfenreichen Stirn nur ein Gedanke Raum: „Ach, wenn wir nur erst oben wären!“ Und doch ist sein Martirerthum noch nicht so bald zu Ende — denn von der Ebene des großen Saales geht's erst noch einmal recht steil hinauf zu den bescheidenen Höhen der Galerie. Armer Heinrich!

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne vollständige Angabe von Namen und Wohnung werden nicht berücksichtigt.)

A. S. am kleinen Nöbchen in Schlefien. Die „Gartenlaube“ warnt doch oft genug vor all diesen Geheimnissen. Auch das von Ihnen genannte ist Schwindel. Gr. T. S. Die eingelaubten Staturangaben sind nicht verwendbar. Die erste ist eine Reihe von Nebenlösungen zu, welche das Ansehen des Solo noch begründeter erscheinen lassen, als die beachtliche Lösung. Die zweite Aufgabe drückt in einem Spielgebrauch Naht mit Vereinnahmung des Stans, also Wallfrage, welcher nur in ganz vereinzelten Briefkreisen vorkommt. Für die Aufgaben der „Gartenlaube“ und die Bestimmungen der Allgen. Deutschen Statardnung maßgebend.

A. D. in Detmold. Thatsächlich ist die Form „Sprühe“, wenn man auf die ältesten Formen des Wortes zurückgeht, die richtige. Inbezug hat sich die Schreibung „Sprühe“ so sehr eingebürgert, daß es eine aussichtslose Auflehnung gegen den Gebrauch ist, wenn man heute noch „Sprüge“ schreiben will.

Dr. D. in Waderburg. Ohne Zweifel. Nur werden Sie in diesem Falle darauf gefaßt sein müssen, daß man Sie erst einer gewissen Probezeit unterwirft, ehe man Sie fest annimmt.

M. G. stud. Jur. in Z. G. Der „Allgemeine deutsche Sprachverein“ hat am 15. October 1887 eine Preisaufrage gestellt, deren Wortlaut folgender war: „Wie können Weibheit und Reichthum der deutschen Schriftsprache durch die Randarten gefördert werden?“ Ohne Zweifel ist dies die Preisaufrage, welche Sie meinen. Wir bemerken übrigens, daß die Entscheidung über die eingereichten Bearbeitungen längst (seit 6. October 1889) getroffen ist.

Wagner, Berlin. Ihre Aufgabe ist schwer zu beantworten. Sie fragen uns, ob sich die Worte des verheubten Goethe: „Mehr Licht!“ auf die Religion oder auf die heutige Weltanschauung oder vielleicht nur auf das Tageslicht in seinem Sterblichkeitsraum beziehen. Aber woher sollen wir das wissen? Goethe selbst hat seinen „Kommentar“ zu seinen Worten mehr gegeben, und noch schlimmer wird die Sache dadurch, daß ein Junge sogar behauptet, Goethe habe unmittelbar vor seinem Ende überhaupt nichts gesagt. Sollen wir Ihnen Worte denken, die vielleicht gar nicht gesprochen worden sind?

G. H. in Z. Provinz Hannover. Gelehrter Freund und Leser! Wie bitten Sie inabhängig in Ihrem und unserem Interesse, schicken Sie uns keine Gedichte mehr! Sie sind ein vortrefflicher Patriot, aber kein entsprechend guter Dichter.

Professor Bock's Kleine Gesundheitslehre. Ein Volksbuch in neuer Bearbeitung.

In dem unterzeichneten Verlage ist erschienen und durch die meisten Buchhandlungen zu beziehen:

Kleine Gesundheitslehre.

Zum Kennenlernen, Gesunderhalten und Gesundmachen des Menschen.

Von Professor Dr. Carl Ernst Bock. Siebente Auflage, bearbeitet von Dr. Max von Zimmermann.

Preis in elegantem Ganzleinenband 1 Mark. —

„Bock's Kleine Gesundheitslehre“ ist in den meisten Buchhandlungen zu haben. Wo der Bezug auf Hindernisse stößt, bestelle man unter Beifügung von 1 Mark und 20 Pf. (für Porto) in Briefmarken direkt bei der

Verlagshandlung von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaction von Adelf Erdner. Verlag von Ernst Keil's Nachfolger in Leipzig. Druck von H. Wiede in Leipzig.